

# Das Deutschtum im Süden der Alpen.

## Untersuchungen über seinen Ursprung.

Von

*Adolf Schöber.*

### I.

Auf dem Wege nach dem Süden begrüßt der Reisende, der vom Norden oder aus dem Herzen Deutschlands kommt, in der vor seinem Auge sich entfaltenden majestätischen Kette der Alpen nicht nur den erhebenden Anblick höchster landschaftlicher Schönheit, sondern es ist, während das Auge im Genusse der großartigen Scenerie schwelgt, auch noch ein anderes Gefühl, das die Stimmung zu einer weihevollen, andächtigen macht: das Bewußtsein, in dem himmelanstrebenden Alpenkamme, in der Wasserscheide zwischen dem Rheine oder der Donau und dem Becken des Mittelmeers die Scheidelinie zwischen der Vegetation des üppigen Südens und jener des rauheren Heimatlandes vor sich zu erblicken, und mit ihr zugleich die Linie, die deutsche und italische Sprache, die germanisches und welsches Wesen gegeneinander abgrenzt.

Es ist ja auch im allgemeinen begründet, dieses Gefühl, das dem Reisenden die Eindrücke der zu durchreisenden herrlichen Gegenden noch anziehender erscheinen läßt; nur, wie überall bei den Dingen dieser Erde, läuft ein wenig Illusion mitunter.

So bedeutend die klimatische Scheide auch ist, die sich uns in den Alpen zeigt, so findet der genauer zusehende Reisende doch, wenn er die geschützten Südhänge des Gebirges hinter sich gelassen hat, sehr bald, daß die weite Poebene, daß Oberitalien bis jenseits der Apenninen, welch niederer Höhenzug sich klimatisch weit maßgebender erweist als die Alpen, eigentlich in Klima und Pflanzenwuchs sich von der oberrheinischen Tiefebene gar nicht so sehr unterscheiden.

Aber auch als Sprachen- und Völkerscheide erscheint der Kamm der Alpen nicht immer, ja, auch abgesehen von den Übergängen in das weltbekannte deutsche Südtirol, ist er es in der Regel überhaupt nicht.

Es gibt im Grunde nur einen Alpenübergang, der, wie er die großartigsten Bilder sich entfalten läßt, auch sozusagen mit einem Schritte klimatisch und sprachlich zugleich in den Süden führt: das ist die Gotthardroute.

Dieser westlichste aller Übergänge aus den Bassins des Rheins und der Donau in das Flußgebiet des Mittelmeers versetzt uns auch mit einem Schritte aus dem urdeutschen Kanton Uri in den vollständig italienischen Kanton Tessin. Betrachten wir aber die anderen Pässe, so zeigt sich uns ein wesentlich anderes Bild.

Schon der nächste, es ist der Lukmanier, der Paß des großen Waldes (in *luco magno*), führt aus dem Tal von Dissentis, dem hintersten, ganz romanischen

Teil des Vorderrheintals, dem klassischen Lande des graubündner Romansch, ins italienisch redende Val Blegno; die nächsten Übergänge gegen Osten sind der alte Vogelsberg, jetzt Bernardin genannt, und der Splügen. Diese beiden führen aus dem deutschen Rheinwald i. e. Val da Rhein in die italienisch redenden Täler Misocco (Schweiz) und S. Giacomo (Italien). Aber der Hinterrhein kann nicht zum geschlossenen deutschen Sprachgebiet gerechnet werden, denn es geht der Weg dahin von allen Seiten durch romanisch redende Gebiete; der von Norden Kommende verläßt das geschlossene deutsche Sprachgebiet schon hinter Chur, bei Ems. Der letzte Paß aus dem Stromgebiete des Rheins in das Gebiet des Mittelmeers ist der Septimer, er führt aus dem romanischen Oberhalbstein (Sur Seissa) ins welsche, aber graubündnische Bergell.

Die folgenden Alpenübergänge führen aus dem Bassin der Donau, Flußgebiet des Inns, in jenes des Po. Maloja und Bernina verbinden das romanische Engadin mit den welschen, aber schweizerischen Tälern Bergell und Puschlau. Weiter nach Osten treffen wir auf die Straßen, die aus dem Innthal in die Täler der Etsch und ihrer Nebenflüsse führen. Es ist da die Straße über den Ofenpaß. Zu beiden Seiten derselben liegt romanisches Sprachgebiet; das gleiche gilt von den säumbaren Pässen Costainas und Cruschetta. Weiterhin kommen die Straßen über die Reschenscheideck (Finstermünz) und den Brenner; sie bringen uns, wie jeder weiß, gleich dem Stifiser Joch ins deutsche Italien, ins gepriesene deutsche Etschland.

Die weniger begangenen Joche: Hörndljoch, Hundskeljhoch, Hl. Geistjöchel verbinden das gut deutsche Zillertal mit dem ebenso kerndeutschen westlichen Pustertal, dem Talboden der Rienz.

Manche andere dem Touristen bekannte Joche haben wir übergangen, keines trennt unmittelbar deutsche und italienische Täler. Bemerkenswert scheint aber noch, daß sowohl das Val di Lei, dessen Wasser in den Rhein fließen, als das Val Livigno, das den Spöll in den Inn sendet, politisch und sprachlich zu Italien gehören, die beiden einzigen Besitzungen dieses Landes auf der Mitternachtseite der Alpenkette. Wie dies so kommen konnte, ist siedlungsgeschichtlich von hohem Interesse und später noch kurz zu erörtern. Seltsam, möchte man zu diesen Feststellungen sagen, sonst sollen doch Wasserscheiden besonders dazu neigen, auch Sprachscheiden zu bilden, und bei der gigantischen Wasserscheide der Alpen trifft das nicht zu! Gewiß fallen oft die Linien, welche Idiome, oft nur Dialekte abgrenzen, mit manchmal recht niedrigen, gar nicht unpassierbaren Wasserscheiden zusammen, so in der Rheinprovinz die Grenze zwischen deutsch und wallonisch. Auch andere mehr oder minder erhebliche Verkehrshindernisse, besonders wenn sie sich als Marken für Abgrenzungen politischer oder auch nur gerichtlicher Bezirke eignen, so auch Sümpfe, Wälder (mehrfach tritt uns das in Lothringen entgegen), sogar die Flüsse haben gelegentlich diese Bedeutung, so der Lech als Dialekt-, die Donau stellenweise als Sprachenscheide, obschon sie öfter sich wie die Meere als völkerverbindend erweisen.

Lenken wir aber den vergleichenden Blick in die Vergangenheit zurück, so erkennen wir sofort, daß gerade die Alpen sich der Funktion als Sprachgrenze zu dienen keineswegs entziehen, daß sie vielmehr eine ausgesprochene Tendenz haben, in diesem Sinne sich wirksam zu erweisen, daß diese Tendenz aber einerseits vielfach von Kräften durchkreuzt wurde, die im entgegengesetzten Sinne wirkten, daß andererseits die Großartigkeit der in Frage kommenden Verhältnisse ein langsames Tempo bedingte, als es dem Gange der Entwicklung an anderen Stellen zukam. Namentlich ist zu beachten, daß zu beiden Seiten des zentralen Kammes sich auf mehrere Tagereisen Gebiete hinziehen, die selbst in hohem Grade unwegsam oder doch voller Verkehrshindernisse sind, was alles den Gang der Entwicklung verzögern mußte.

Es genügt, um uns von der Richtigkeit des Gesagten zu überzeugen, wenn wir die sprachlichen Verhältnisse zu beiden Seiten der Alpen, wie sie sich uns heute darstellen, mit jenen vergleichen, welche vor etwa einem Jahrtausend, also zur Zeit der letzten Karolinger, geherrscht haben, soweit sich diese ermitteln lassen, was uns in großen Zügen immerhin möglich werden wird.

Der heutige Zustand auf der Mitternachtseite der Alpen läßt sich der Hauptsache nach ziemlich leicht und mit wenigen Umrissen fixieren wie folgt: Romanisches Sprachgebiet ist seinem Grundstocke nach das ganze Bassin des Rheins von Ems aufwärts; deutsch sind: das Hinterrheintal jenseits der Rofnaschlucht, das Aversertal, das Saffiertal, an das sich verschiedene Gemeinden im Vorderrheintale anschließen: das Valsertal, ein Strich bei Thusis; alle diese Gebiete hängen, mit Ausnahme von Avers, durch Bergpässe zusammen. Ferner Obersaxen, und schliesslich Davos. Letzteres ist seit der Germanisierung des Prättigaus mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet in Zusammenhang, alle anderen Landschaften sind inselartige Einschlüsse, umgeben von römisch oder italienisch redenden Bezirken.

Im Gebiete des Schwarzen Meeres ist romanisch das ganze Inntal vom Maloja bis zur Tiroler Grenze, ausgenommen das italienische Tal des Spöll und einen unbedeutenden Streifen, mit dem das Bergell hereinreicht (Isola). Das Eindringen Deutschredender im Oberengadin infolge der Fremdenindustrie der jüngsten Zeit kann hier unerörtert bleiben.

Das war vor zehn bis elf Jahrhunderten anders. Damals herrschte in den Nordalpen das Romanische allenthalben vor und erstreckte sich vielfach weit über die Vorberge in die Ebene hinaus.

Noch im 11. Jahrhundert finden wir Spuren von romanischem Wesen bei Ebersberg bei München, im 9. Jahrhundert sogar noch in Regensburg.<sup>1)</sup> Das mag manchem verwunderlich dünken, aber es steht ja jetzt fest, daß im 10. Jahrhundert in und um Trier romanisch gesprochen wurde! Auch in den oberen Rheingegenden, an den Hängen des Schwarzwalds, hat sich diese Mundart lange erhalten, so um Waldulm; Wald steht hier wie in so vielen Fällen, von denen wir noch reden werden, für Wal, das ist Wälsch. Dort wird ein Ortsname Glepner auf crepa neira mit guten Gründen zurückgeführt, das ist schwarzer Stein, ebenso würde das in der Mundart des Engadins noch heute lauten!

Zur Karolingerzeit war die Gegend um Salzburg noch stark mit Romanen besetzt und das währte bis ins 13. Jahrhundert; romanisch herrschte noch im Attergau, die zahlreichen Orte in Oberbayern, die auf -walchen endigen, hatten die alte Sprache, der sie den Namen dankten, noch nicht oder nicht lange aufgegeben, Partenkirchen z. B. muß spät germanisiert worden sein, sonst wäre das P, wie bei anderen Worten zu Pf geworden (Pfunds etc.). Im Inntal wird das Deutsche als herrschende Mundart über die alte Grenze der Breonen, zugleich Rhätiens gegen Noricum, an der Einmündung des Zillertals noch kaum hinausgedrungen sein, hielt sich doch die alte Mundart in der Gegend zwischen Jenbach und Innsbruck bis ins 13. Jahrhundert.

Oberhalb Innsbrucks, zum Finstermünzpaß, war germanisches Wesen wenigstens bis hinauf nach Landeck schon früh, wohl schon vor dem Übergang der Bayern über die Donau, eingedrungen, weiter aufwärts mag es, dank den Kriegszügen der Franken und nach ihnen der Bayern, ins Etschland, auch schon zeitig Wurzel gefaßt haben, Nauders aber ist noch im 16. Jahrhundert zweisprachig gewesen. Die Seitentäler des Inns oberhalb Landeck waren in der Zeit, die wir hier im Auge haben, sicher noch völlig undeutsch.

<sup>1)</sup> Riezler, Geschichte Bayerns.

Wenden wir uns nach dem Gebiete des Rheins, so finden wir, daß das Romanische im 10. Jahrhundert noch bis St. Gallen sich erstreckte, wenn auch schon im 9. Jahrhundert die Gegend vom Bodensee etwa bis Sargans sehr rasch zunehmende deutsche Einwanderung zeigt. So berechnet Planta das Verhältnis von Deutschen und Romanen in Vorarlberg für 801 wie 1 : 5, für 817 gleich 1 : 3, für die Mitte des 9. Jahrhunderts gleich 1 : 1.

Selbst nördlich des Bodensees, wo in den Oberämtern Ravensburg, Saulgau, Waldsee und Wangen uns 27, 18, 26 und 22 Ortsnamen auf -weiler, im Oberamt Tettwang aber 50, sage fünfzig solche entgegentreten, während im bayerischen Bezirksamt Lindau sich elf finden, hat sich das alte Volks- und Sprachtum offenbar lange erhalten, heißt doch die Gegend in dieser Zeit *comitatus Walahensis*. Die Vermutung Holtzmanns, daß die vier Städte am Rhein: Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden ihren Namen von Walen haben, möchte ich mit der Maßgabe nicht verwerfen, daß es sich um Städte handelt, die in der Gegend einer welschen Bevölkerung gegründet wurden. Welsche Städte sind Orte wie Säckingen mit der echt germanischen Endung -ingen wohl nie gewesen.

Daß auch der Oberlauf der Limath lange von Romanen bevölkert war, beweisen die Ortsnamen um den Walensee und im Tale von Glarus. Im Oberlauf der Reuß ist das gleiche zu konstatieren: Gurnellen am Gotthard (*cortinelle*), manche Ortsnamen am Vierwaldstättersee, wie Kehrsiten (*Carisiacum*), Küßnacht (im 9. Jahrhundert Chussenachum), Stans und vielleicht Luzern selbst, jedenfalls der Bergname des Pilatus (Mont Pilat an der Rhone bei Vienne ist derselbe Name), beweisen; auch hier wieder ist die Annahme Holtzmanns, es seien vier Walenstädte (d. i. wohl Stätten) gemeint, nicht schlechtweg abzuweisen.

Das gleiche gilt vom Oberlauf der Aare, wo am Briener- und Thunersee zahlreiche romanische Formen erhalten sind (Brienz, Thun, Interlaken und andere), und es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß zur Karolingerzeit ein Romane von den Quellen der Isonta (Salzach) an den Alpen entlang, oder auch wieder die passenden Thäler aufsuchend, bis zur Stätte des alten *Aventicum* hätte fahren können, ohne notwendig eine andere Mundart zu gebrauchen als seine heimatliche romanische.

Nur ein solcher Zusammenhang, den es natürlich nicht unterbricht, wenn, namentlich in späteren Tagen, einmal ein starker Tagmarsch durch rein deutsches Gebiet zu machen gewesen wäre, erklärt es ja auch, daß das Romanisch dieser Alpenbewohner an den Lautverschiebungen der französischen Sprache, zu deren südlichem provenzalischen Zweige es die nächste Verwandtschaft gehabt haben muß (rechnet man doch auch jetzt das »romand« der französischen Schweiz, mit Ausnahme weniger nördlichen Striche dahin), teilgenommen hat.

Dies ist aber entschieden der Fall gewesen; so hat sich z. B. die Erweichung des C zu Ch namentlich vor a bis in die hintersten Teile des Pustertals fortgesetzt, ja gerade in diese, denn das vordere Tal der Rienz hat an dieser Lautveränderung nicht mehr Anteil gehabt, da es, wie man annehmen muß, schon germanisiert war, als dieselbe ihre Wirkung bis in diese Gegenden erstreckte. Nur nebenbei sei bemerkt, um denen, die solchen Fragen fernerstehen, zu dienen, daß für die *langue d'oïl* diese Lautveränderung ein Gesetz ist, das keine Ausnahmen duldet, so wenig, als das der Umwandlung des l in u in gewissen Fällen; Worte, die diesem Gesetz nicht entsprechen, z. B. *algarade*, *capitaine*,<sup>1)</sup> sind erst nach der kritischen Periode ins Französische eingedrungen. Auf unserer Seite der Alpen hat also die Zeit erfolgreich gewaltet; die Sprachgrenze ist mehr und mehr an die Wasserscheide herangerückt.

<sup>1)</sup> Das altfranzösische Wort ist *chievetain*, in England jetzt *chieftain*.

Wie war es nun auf der Südseite, wo ja, wie ein jeder weiß, in unseren Tagen das Deutsche einen beträchtlichen Raum erfüllt.

Von vornherein müßte man erwarten, in jener Zeit, wo das Deutsche selbst auf der Nordseite noch kaum in die Vorberge eingedrungen war, werde dasselbe jenseits, soweit nicht ausnahmsweise Verhältnisse in Wirksamkeit traten, noch gar nicht aufgetreten sein.

In der Tat scheinen die Alemannen, obwohl die alten Schriftsteller sie schon zu Ende des 5. Jahrhunderts bis an die juga Alpium herrschen lassen, jenseits derselben ihr Volkstum nirgends eingerichtet zu haben. In den Westalpen sind aber auch die Übergänge hoch und beschwerlich, die Gotthardstraße war vor dem 13. Jahrhundert allem Anscheine nach überhaupt noch kaum gangbar, der Weg über den Vogelsberg (Bernardin) führte, wie wir gesehen haben, vom Bodensee ab durch romanische Gebiete. Die germanische Ansiedlung im oberen Rhonetale ist freilich uralt, wir werden uns mit ihr noch näher zu beschäftigen haben; sie hat lange für eine burgundische Siedlung gegolten; alemannische Einflüsse sind hier, soweit sie stattfanden, erst später aufgetreten. Anders lagen die Verhältnisse weiter nach Osten. Die Bayern sind jedenfalls sehr bald nach der Besitznahme des rechten Donauufers, zu einer Zeit, wo das Vinschgau noch zum fränkischen Reich gehörte, dazu übergegangen, die Täler jenseits des Brenners bis gegen Trient ihrem Besitze einzuverleiben, was auch frühzeitige Siedlungen von Baiuwaren jenseits der Alpen zur Folge hatte. Über die Chronologie derselben sind wir freilich nicht genau unterrichtet, aber für die Zeit, in der das Romanentum auf der Nordseite die oben umrissenen Grenzen behauptete, dürfte die Verbreitung bayerisch-deutschen Wesens drüben etwa folgenden Umfang gehabt haben:

Ins Pustertal drangen bayerische Krieger und bayerische Siedler schon im 6. Jahrhundert; zur Karolinger Zeit mag das Deutsche, jedenfalls im Rienzthal, bis etwa auf das Raintal, stark überwogen haben. In Meran waren die Bayern, die um die Zeit des Langobardeneinfalls in Italien oder bald nachher ihre Macht, aber keinesfalls ihre Nationalität bis *Mezzo tedesco* vorgeschoben haben werden, zweifellos Herren um die Wende des 7. Jahrhunderts. Später schwankte der Besitz des Etschlands mehrfach zwischen Langobarden und Bayern; die Gegend von Meran aber, von wo aus die Germanisierung des gedachten Gebiets hauptsächlich ausgegangen sein wird, war in der Karolinger Periode sicherlich schon stark deutsch geworden.

Dagegen waren Vinschgau, Eisack- und Wipptal (letzteres sogar nördlich des Brenners) romanisch, die Verdeutschung des Etschgebiets durch die Bayern ging nur allmählich vor sich und hatte vor zehn- bis elfhundert Jahren keinesfalls große Fortschritte gemacht. Erweisbar ist das Vinschgau erst seit dem 17. Jahrhundert ganz verdeutscht; im Eisacktal sind in Brixen noch heute zwei romanische Straßennamen erhalten. Es soll hier auf Einzelheiten nicht eingegangen werden; im ganzen würde der Zustand jenseits der Alpen also auch hier den Erwartungen entsprechen, und wo sich jetzt drüben, wie ja bekanntlich der Fall, in manchem Tale Reste germanischen Wesens finden, das einmal erheblich weiter als heute sich erstreckte, wären wir berechtigt, solche als Kolonien anzusehen, welche das Deutsche Reich zur Zeit seiner größten Machtfülle hinübersandte, die aber, bei geänderten politischen Verhältnissen der Aufsaugung durch das fremde Volkstum erlagen.

So wurden die Reste deutschen Wesens jenseits der Alpen in der Tat lange gedeutet.

Bevor wir nun unsere Bedenken gegen diese Erklärungsweise auseinandersetzen, wollen wir Umschau halten über den jetzigen Besitzstand des Deutschtums jenseits der Alpen auf Grund verlässlicher Berichte, größtenteils auf Grund eigener Anschauung.

Da ist denn in erster Linie die bekannte deutsche Siedlung im Etschland zu erwähnen; sie umfaßt das ganze Bassin der Etsch mit allen Zuflüssen vom Brenner bis an die Talenge von Salurn — die in den letzten Jahrzehnten eingedrungenen Elemente können wir unberücksichtigt lassen. Romanische Sprache hat sich in diesem Gebiete nur erhalten: 1. im Tale des Gaderbachs, Enneberg, italienisch »Badia«, im Grödner Tal, oberhalb der Talenge hinter Waidbruck, und endlich im schweizerischen Anteil des Etschbeckens, im Münstertal, oberhalb des deutschtiroler Ortes Taufers.

Dieser Einschränkung der Verbreitung deutscher Sprache im Etschland steht eine Erweiterung gegenüber, die bewirkt wird durch ein Übergreifen unserer Sprache in benachbarte Täler, die sonst zum italienischen Sprachgebiete gehören. Ein solches hat statt: im Tal des Avisio, wo die Gemeinden Altrei und Truden deutsch sind, und im Tale der Novella, eines Nebenflusses des Noce, wo die Gemeinden Unstre Frau im Wald, St. Felix, Laurein und Proveis sich deutsch erhalten haben. Alle anderen Orte jenseits der Alpen, in denen sich deutsche Rede mehr oder minder bis auf unsere Tage erhalten hat, stehen entweder in gar keinem Zusammenhang mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete, oder doch nur mit dem Wallis, welches selbst nicht den Nordalpen angehört und dessen deutsches Volkstum, wie weiterhin erörtert werden soll, selbst mindestens ebenso erklärungsbedürftig erscheint, wie dies bei irgend einem der anderen vorgeschobenen Posten der Fall sein kann.

Diese dem Wallis benachbarten Orte sind aber, von West nach Ost aufgezählt, folgende: der oberste Teil des Lystals bis unter Issime herab (Val de Gressoney); der oberste Teil des Val Sesia (Alagna); der oberste Teil des Val Sermenta (Rima); der hinterste Teil des Val Mascalone (Rimella); der Oberlauf der Anza (Macugnaga); dieses alles in Piemont. Ferner der obere Teil des Vedrotals (Simpeln) in der Schweiz; dann, wieder in Italien, der obere Teil des Tocetals, (Pommat) und endlich, wieder in der Schweiz, aber im Canton Tessin, in einem Seitentale des Rovanatals, an einem Bache, der der Maggia zufließt, Bosco (Gurin).

Alle diese Bezirke, mit alleiniger Ausnahme von Rimella, stehen mit dem Wallis und somit mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete insoferne in Verbindung, als sie an die walliser Gemeinden angrenzen; die »Verbindung« besteht aber vielfach nur theoretisch, denn einigermaßen bequem ist wohl nur die über den Simplon und über den Monte Moro, alle übrigen Verbindungen sind nur möglich, indem man mehr oder minder schwierige Gletscher überschreitet.

Wenden wir uns von dieser Gruppe deutscher Gemeinden am Südabhange der Alpen, die man seit Schott häufig die der Silvier nennt, nach Osten, so haben wir einen großen Weg zurückzulegen, ehe wir wieder auf deutsch redende Älpler stoßen.

Die ersten sind, da wir von den Orten im Hintergrunde des Nonsbergs, Proveis etc., und von dem ganzen deutschen Etschland, mit dem sie zusammenhängen, absehen (seine Lage bedarf ja keiner Erörterung): Gliezen und Fonta (Chiazza und Campo Fontana) im Gebiete der XIII Comuni bei Verona. Beide liegen im Hintergrunde des Val Progno d'Illasi.

Weiter östlich liegen Asiago (Slege), Roane (Roban), Rotzo (Rotz), Gallio (Ghel), Fozza (Wüsche), die fünf von den sieben Gemeinden, wo sich noch (wenigstens vor einigen Jahren) etwas »cimbrische« Sprache erhalten hatte. Nördlich daran stößt in Tirol Luserna, westlich von ihm liegt St. Sebastian; im Norden des Val Sugana, im Fersental, sind die Dörfer Gereut (Frassilongo), Aichleiten (Rovete), St. Franz und St. Felix deutsch; in erfreulichster Weise gut deutsch hat sich Palei erhalten, der Ort im hintersten und höchsten Teile des Fersentals; halb deutsch war noch kürzlich Vignola.

Alle diese deutschen Splitter pflegt man unter dem Namen der Cimbern zusammenzufassen, eine Bezeichnung, die man in Ermanglung einer anderen ohne ihre Richtigkeit, soweit sie auf Abstammung von den alten Cimbern hinweist, zu prüfen, schon darum beibehalten kann, weil diese Benennung ins Volk selbst gedrungen ist.<sup>1)</sup>

Verlassen wir diese deutschen Bezirke, die alle an Nebenflüssen der Etsch, des Bacchiglione und der Brenta sich befinden, so ist weiter östlich die erste Spur deutschen Wesens im obersten Teile des Piavetals, im Val Comelico anzutreffen in der Talschaft von Bladen (Sappada), einem Bezirk, aus dem ins Gailtal und ins Sextental Übergänge führen; nicht weit davon und südlich liegt, an einem Nebenflusse des Tagliamento, im Val Lumiei, die Zahre oder Sauris.

Gehen wir weiter östlich, so treffen wir am Fuße des Plöckenpasses, im Hintergrunde des Val But, das (jüngst) deutsche Tischelwang (Timau) und damit das letzte deutsche Einschießel im Königreich Italien.

In Österreich, aber auch noch im Flußgebiete des Tagliamento gelegen, ist das Kanaltal (Fellatal) mit seiner teils deutschen, teils wendischen Bevölkerung; im Isonzogebiet ist, nachdem Deutschruth auch slovenisiert geworden ist, nur noch Görz als teilweise deutsch zu erwähnen; Zarz, eine andere Zahre, als die oben erwähnte, gehört schon ins Gebiet der Save.

Es fehlt nun, was den Ursprung dieses deutschen Wesens jenseits der Alpen anlangt, nicht an Nachrichten, ja sogar an, teils mehr, teils weniger zuverlässigen Dokumenten, welche die Herkunft der einen oder anderen germanischen Siedlung im Gebiete des Mittelmeers auf eine im Laufe des Mittelalters erfolgte Kolonisation durch einen Landes- oder Grundherrn oder auf Zuwanderung deutscher Bergleute zurückzuführen scheinen; auf alle erwähnten Gebiete trifft das aber keinesfalls zu.

Um nun einigermaßen in der Lage zu sein, über diese Frage sich eine Ansicht zu bilden, die in jenen Fällen, wo es an positiven, unanfechtbaren Beweisen fehlt, unser Urteil leiten darf, ist erforderlich, soweit es eben möglich ist, festzustellen, welches die Entwicklung dieser Gebiete, soweit zurück wir forschen können, gewesen ist; ob ein Umsichgreifen des Deutschen oder ein Zurückgehen stattfand, mit anderen Worten, wir haben zu untersuchen, ob und wie weit etwa in früherer Zeit das germanische Element in jenen Gegenden stärker vertreten war.

In dieser Hinsicht ergibt sich uns aber alsbald, daß es ebenso schwer ist, die frühere Verbreitung des Deutschen jenseits der Alpen genau zu ermitteln, als es leicht ist, zu erkennen, daß diese Verbreitung eine gegen die heutige weit beträchtlichere, ja, eine von den Meisten gar nicht geahnte gewesen sein muß. Im Etschtal war das Deutsche einst bis Mezzo tedesco am rechten, bis Lavis am linken Ufer vorgedrungen, Trient war zum Teil deutsch, Rovereith war es einst in noch höherem Maße; im Nonsberg lebte das Deutsche in Tret noch vor wenigen Jahrzehnten. Über sonstige Spuren des Deutschen in diesem Tale vergl. Bidermann a. a. O. Deutsch war stark vertreten im hinteren Fassatale, wo noch ein Dorf »Gries« heißt, und auch im Fleimser- und im Cembratale war das Deutsche einst verbreitet, ohne daß sich das Maß seiner Verbreitung bisher genauer feststellen ließ.

Am auffallendsten zeigt sich aber der Rückgang in der Gegend, welche die sogenannten cimbrischen Gruppen einnehmen. Da erstreckte sich das Gebiet der deutschen Sprache, wie der Deutsche mit Wehmut, der Italiener aber mit Jubel feststellt,<sup>2)</sup> einst weit, weit hinaus in die lachenden Gefilde, welche Vicenza und Verona umgeben, bis vor die Tore von Padua.

<sup>1)</sup> Bidermann, a. a. O., S. 443.

<sup>2)</sup> Vergl. Galanti, i Tedeschi sul versante meridionale delle Alpi, Roma 1885, pag. 133.

So waren unbestritten einst deutschredend die Bewohner der Flußtäler: Val Pantana, Squaranto und d'Illasi; lange noch in ihren oberen Teilen, das sind nämlich die bekannten XIII *communi* bei Verona, dann aber auch die Täler: Val Chiampo, Val d'Agno und Val d'Astico, kurz alle Täler, deren Flußläufe den Bacchiglione bilden, der, im Altertum *Medoacus minor* genannt, schon durch seinen modernen Namen (Bachel) auf einstige zahlreiche germanische Umwohner hindeutet. Solche saßen aber einstens auch in erheblicher Zahl und im weiten Umkreis um den alten *Medoacus major*, die Brenta, deren Name auch von italienischen Forschern mit dem deutschen »Brunnen«, *Born*, in Zusammenhang gebracht wird, und zwar saßen die germanischen Bewohner bis nahe an Padua heran. Da das Deutsche sich aber sogar südlich der *Monti Berici* ausdehnte, in Montecchia, Brendola am See von Fimon, in Bertesina und Bertesinella erwiesen ist, so lag Vicenza, und zwar, wie noch zu erörtern, um die Zeit des Beginns der Reformation, rings von deutschen Orten umgeben, wie es denn allem Anschein nach in früherer Zeit als Hauptort des Wisenthein (*Vicentino*) selbst mindestens gemischtsprachig war. Erweislich deutsch waren sogar Montegaldella, S. Croce, und mit Teolo kommen wir schon in die euganeischen Hügel! Und wie der Südrhang der Berge um Schleid (*Schio*) und Thinen (*Tiene*), so waren auch die Täler, die sich von diesen Gebirgen nach Norden und Westen hinab senken, einst ebenso deutsch wie die Hochflächen dieser Gebirge, auf denen wir die bekannten sieben *Gemeinden* (*VII communi*) zu suchen haben.

Es herrschte das Deutsche früher im Tale des Fersenbachs und seiner Nebenflüsse (wo Palei noch heute treu zur deutschen Sprache steht), wie im Val Leno di Terragnuola und im Val Leno di Vallarsa, die beide bei Rovereto ins Etschtal einmünden, im Val Ronchi, das bei Ala an der heutigen Grenze Italiens, ins Etschtal herabzieht, ja selbst im weinberühmten Val Pollicella, bei Domegliara, kaum 10 *km* nordwestlich von Verona.<sup>1)</sup>

Dieses vor einigen Jahrhunderten noch von deutschen Dörfern bedeckte Gebiet hat eine Ausdehnung, die an Grundfläche der Rheinpfalz auf wenigstens zwei Drittel gleichkommt und wie diese, zum Teil aus Gebirge, zum kleineren Teil nur aus Ebene letztere aber von großer Fruchtbarkeit, besteht; der einspringende Winkel von Schio ist nach allen Seiten von hohen Gebirgen umschlossen und nur gegen Süden weit offen. Man überblickt fast das ganze oben beschriebene Gebiet von dem Vorplatze der *Madonna del Monte Berico* bei Vicenza, im Frühling ein entzückender Anblick für jeden, den eben nicht der Gedanke schmerzt: das Alles hat dein Volk verloren, ja nie beachtet, nie als sein gekannt! Es mag zugegeben werden, daß ausgangs des Mittelalters das Deutsche hier stark, ja überwiegend von romanischem respektive italienischem Wesen durchsetzt, kaum mehr als ein *Patois* der niederen Klassen bedeutete; ich denke aber späterhin darzutun, daß zu Anfang des gedachten Zeitabschnittes das Deutsche hier nicht nur geschlossen auftrat, sondern eine noch erheblich größere Ausdehnung hatte, als oben angenommen worden ist.

Wenden wir uns weiter östlich, so finden wir, ebenfalls unbestritten, daß auch dort das Deutsche früher ein größeres Gebiet eingenommen hat. Nicht nur die hintersten Zuflüsse des *Tagliamento* waren von Deutschredenden besetzt, sondern das Deutsche reichte im genannten Flußbecken herab bis in die Ebene; Petsch (*Ampezzo*), Schönfeld (*Tolmezzo*), Peißelsdorf (*Venzone*), Clemaun (*Gemona*)<sup>2)</sup> waren einst deutsch. Deutsch klangen einst Hagen, Greis, Cluseg, Valchen, Attems, Warth,

<sup>1)</sup> Näheres u. A. bei v. Artlmayr, Die deutschen Kolonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona; Schneller, Deutsche und Romanen in Südtirol und Venetien; Bidermann, Die Nationalitäten in Tirol.

<sup>2)</sup> In Clemaun schrieb Thomasin von Zirkeläre ausgangs des 12. Jahrhunderts; er nannte sich freilich den welschen Gast.



Vellach etc. Es ist daher nicht von der Hand zu weisen, daß auch Udine (Weiden oder wie die Deutschen der Zahre sagen: Beiden) einst deutschsprachig war. Aber ein anderes Deutschtum ist es, wenigstens zum Teil, das hier hereinragt, eine jüngere Schicht, wie noch auszuführen sein wird. Hier, im Friaul, wo von Villach nach Venedig ein so bequemer Handelsweg sich hinzog, — denn von Tarvis im Drautal geht es nach Pontafel am Fella, einem Nebenfluß des Tagliamento, ohne alle nennenswerte Gefällüberwindung, — kam durch den Handelsverkehr nach Deutschland, für den Clemaun ein Hauptemporium war, viel Deutsches ins Land, ferner brachte gerade hier die zeitweise Zugehörigkeit zu Bayern, dann zu Kärnten hieher viel deutschen Adels, auf den die deutschbenannten, größtenteils wieder verschwundenen Burgen, als da waren: Stahrenberg, Spilimberg, Schattenberg, Rufimberg, Großenberg, Auersberg, Scharfenberg, Dürenberg, Schönberg, Pramberg, Grafenberg, Haunberg, Münchenberg, Kronenberg, Assenstein, Perchtenstein, Rabenstein, Straßold, Arensberg, Carsberg, Mocumberg, Reichenfeld zurückzuführen sein werden, die dem Tagliamento entlang, beziehentlich gegen den Isonzo zu geblüht haben. Die Gegenden, wo solche Schlösser entstanden, brauchen wir uns damit noch nicht germanisiert zu denken; auch im Vinschgau und im Etschland saß ein deutscher Adel auf fast immer deutsch benannten Burgen schon in einer Zeit, da die Gegend, zum Teil noch auf Jahrhunderte hinaus, romanisch sprach.

Ebenso wird aus den deutschen Namen anderer Orte, wie Meisters (Mestre), Tybein (Duino), Neumarkt (Monfalcone), nicht unbedingt auf nachhaltiges Deutschtum derselben oder gar ihrer Umgegend geschlossen werden dürfen; führen doch auch Venedig und Mailand verdeutschte Namen aus der Zeit engen Verkehrs mit Deutschland.

Dagegen haben wir wieder deutliche Beweise für die einstige Existenz einer deutschen landsässigen Bevölkerung im Tal des Isonzo und seiner Nebenflüsse. Da ist am Fuße des Predil Flitsch, weiter abwärts Karfreit (Caporetto), nahe dabei Tolmein, und an der Wurzel des Idriatals Kirchheim, nahe dabei St. Veitsberg; weiter abwärts am Isonzo liegt das heute noch etwas deutsche, schon genannte Görz, unterhalb davon mündet das Wippachtal mit noch leicht erkennbarer deutscher Nomenklatur: nämlich mit den Ortschaften St. Peter, Dornberg und Reifenberg, Wippach, Oberfeld und in etwas größerem Abstand Haidenschaft, Hl. Kreuz, Schönpass, St. Veit und Cronberg. Andre deutsche Namen im Gerichtsbezirk Wippach sind: Langenfeld, Zoll und Kreuzberg. In dieser Gegend, im Isonzogebiet, ist, wie schon oben bemerkt, das Deutsche, ausgenommen in der Stadt Görz selbst, meist nicht zum Vorteil der italienischen, sondern der slovenischen Sprache verdrängt worden.

Wenden wir uns zum Schlusse wieder zu den Silviern im Westen, so finden wir: auch hier hat unser Idiom einst eine größere Verbreitung gehabt; im obern Challanttal wurde deutsch geredet, wo jetzt französisch herrscht, im Tal von Macugnaga reichte die Herrschaft des Deutschen, wenigstens in alter Zeit, herab bis Pestarena, im Vedrotal bis Ruden (Gondo); da aber auch Ornavasca und Miggiardone (Ornavasch und Misendone) noch vor wenigen Jahrhunderten deutsch redeten, so fragt man sich, ob die Spuren einstigen Deutschtums in den genannten Seitentälern des Tocetals, zusammen mit dem Pomattal nicht Zweige eines Stammes sind, der einmal das ganze Tocebecken bis herab an den See (Lago maggiore) erfüllte, von dem uns aber nur die äußersten Ausläufer in den hintersten Alpentälern erhalten geblieben sind.

Ebenso wissen wir, daß um Alagna herum das Germanische sich früher weiter ausbreitete, das ganze Valdobbia und das ganze obere Sesiatal waren deutsch, von den weiter abwärts einmündenden Tälern der Sermenta und des Mascalone sind die oberen Teile, Rima und Rimella, noch deutsch. So drängt sich auch hier die Vermutung auf, daß das Sesiatal wenigstens bis Valmucci einst deutsch geredet haben

dürfte. Nach Molon hätte sich auch von Issime im Lystale aus das Deutsche — sporadisch wenigstens — bis ins Dora Baltea-Tal erstreckt; wo Preßmilch, (Preßmello) gelegen hat, konnte ich nicht näher ermitteln, angeblich im Sesiatal; wenn nicht eine Verwechslung mit Premosello im Tocetal — bei Miggiardone -- vorliegt.

Es ergibt sich also allerdings auch auf der Südseite der Alpen ein Umsichgreifen des italienischen Elements, aber auch eine so große Ausdehnung der einstigen Verbreitung des Deutschen, daß wir uns jetzt schon fragen: liegt hier nur ein Vorstoß vor, den das Deutsche zur Zeit der größten Machtentfaltung des Reiches gemacht hat, zu einer Zeit, da weit näher liegende Teile der Tiroler Berge noch fast ganz romanisch waren, oder liegt hier nicht ein Hinüberquellen germanischen Wesens aus der Zeit der grossen Wanderungen vor uns? Dies ist die Frage, der im folgenden nähergetreten werden soll.

## II.

Die wichtigste, größte und am weitesten vorgeschobene von den drei vorbeschriebenen Gruppen germanischer Siedlungen, die wir die silvische, cimbrische und furlanische nennen wollen, ist offenbar die zweite; sie erscheint uns als die rätselhafteste und schon insofern als die anziehendste, und die Erforschung ihres Ursprungs verspricht uns schon darum wichtige Aufschlüsse für die erst in neuester Zeit eifriger betriebene deutsche Siedlungsgeschichte, die ihrerseits wieder, wie Egli ausführlich und überzeugend betont hat, ebenso die Allgemeingeschichte fördert, als sie selbst durch die Ortsnamen-Forschung gefördert wird.

Spät, sehr spät hat man sich in unserem Vaterlande mit dieser merkwürdigen Sprachinsel beschäftigt, man sammelte da schon lange die Stimmen aller Völker der Erde in Liedern, ohne auch nur zu ahnen, daß in den Tälern, die dem Astico und der Brenta tributpflichtig sind, Lieder ertönten in einer Sprache, die zur Zeit unserer Minnesänger schon veraltet geklungen haben mochte!

Einer der ersten, der diese Gegenden besuchte und ausführlich darüber berichtete,<sup>1)</sup> dürfte I. G. Kohl gewesen sein, der in den Monatsblättern zur Augsburger Allgemeinen Zeitung im Oktoberheft des Jahrganges 1847 einen Reisebericht veröffentlichte.

Zwar daran, durch deutsche Schulen in den zu jener Zeit österreichischen Gegenden diesen Stammesbrüdern ihre Sprache zu erhalten, dachte damals kein Mensch, obwohl man es seltsam fand, daß diese Gegend ihre Sprache, die ihr die Republik Venedig Jahrhunderte hindurch sorgsam erhalten hatte, unter dem deutschen Regiment reißend schnell verlieren sollte.

Aber die deutsche Gelehrsamkeit befaßte sich doch mit der Sache, indem sie der Frage nach dem Ursprung dieser Merkwürdigkeit nachging. Allerdings mit zweifelhaftem Erfolg.

Geschichtliche Quellen flossen eben so gut wie gar keine, einzelne Urkunden über eine Kolonisation durch irgend einen Grund- oder Landesherrn, wie durch Friedrich von Wangen, Bischof von Trient, der im Jahre 1216 im Tale des Roßbachs (Folgarait) deutsche Bauern angesiedelt hat, oder von deutschen Bergknappen, die hier und dort in den Südalpen sich niederließen, oft in Gegenden, die dann doch keine Spur aufwiesen, daß sich ihre Sprache dort eine Zeitlang erhalten habe, oder vereinzelte Überlieferungen ähnlichen Inhalts konnten für eine Erklärung des hier zu betrachtenden Phänomens unmöglich als ausreichend erachtet werden.

Eher schien der Schluß gerechtfertigt, daß solche kleinere Einschießel ihre Nationalität sich nur da wenigstens einige Zeit erhielten, wo sie schon eine stamm- und sprachverwandte Bevölkerung vorfanden, anderswo aber dieselbe rasch einbüßten.

<sup>1)</sup> Von Schneller später.

Eine andere Hoffnung durfte auf die Sprachforschung gegründet werden. Auch sie erfüllte sich nur teilweise. Es ermittelten allerdings die Gelehrten, daß es sich hier um einen Dialekt handle, der dem Oberdeutschen des Mittelalters, etwa des 12. Jahrhunderts, verwandt sei, auch war nicht zu verkennen, daß die Sprache der Cimberleute und die der Furlaner Deutschen dem bayerisch-österreichischen, die der Silvier dem Walliser Deutschen sich mehr näherte, was von vorneherein zu erwarten war, aber es fanden sich doch Verschiedenheiten aller Art, namentlich auch des Wortschatzes, die es nicht für angängig erscheinen ließen, das Cimbrische einfach als eine Verzweigung, eine Abart des »Tirolerdeutsch«, etwa mit schwäbischer Beimischung, anzusprechen.

Namentlich mußten einige Anlehnungen an das Nordische und an das Niederdeutsche auffallen. So stand den Vermutungen ein weites Feld offen. Im Süden der Alpen verfiel man auf die Konjektur, unsere Cimberleute seien Nachkommen der von Marius angeblich bei Verona geschlagenen Cimbern.

Ob diese, schon im Mittelalter auftauchende Mutmaßung, den Namen Cimbrisch für das Idiom der Germanen im Bezirke von Vicenza veranlaßt hat, oder umgekehrt dieser Bezeichnung entsprang, scheint zweifelhaft; unzweifelhaft ist nur, daß diese Konjektur ganz unhaltbar ist. Ob die Sprache der Cimbern den Idiomen, deren Gruppe später als »thiudisch« (volgare) bezeichnet wurde, sehr nahe stand, mag unerörtert bleiben, ebenso daß die Schlacht, in der Marius siegte, wohl gar nicht so unmittelbar bei Verona stattfand, daß die Cimbern auch allen Grund hatten, schleunigst ihre Volksreste aus Italien wegzuziehen; es genügt die Erwägung, daß versprengte Horden nimmermehr ihre Nationalität und Sprache gegenüber der römischen Kultur und Administration bis in die Zeit der Völkerwanderung hätten erhalten können, um diese Annahme einfach abzuweisen.

Die Gelehrten jenseits der Alpen haben auch an Reste der Heruler und anderer Germanen des Odoaker gedacht, ohne zureichende Begründung, wie Galanti<sup>1)</sup> überzeugend dargetan hat.

Überhaupt muß jedem, der sich mit deutscher Siedlungsgeschichte befaßt, einleuchten, daß versprengte germanische Eindringlinge unter der Römerherrschaft sich gar nicht oder doch nur unter Bedingungen hätten halten können, die ihre rasche Assimilation zur Folge gehabt haben mußten, wie ja von allen lätischen Siedlungen im römischen Reich, von denen Kunde zu uns gelangt ist, keine ihre Sprache bewahrt zu haben scheint.

Dies gilt sicher auch von den Alemannen, die nach Ammianus Marcellinus im 4. Jahrhundert am Po angesiedelt worden sind.

Auch die Ansiedlung von Alemannen innerhalb der Grenzen Italiens durch Theodorich wurde herangezogen, obschon von vornherein nicht abzusehen ist, warum diese Kolonie das Schicksal der Goten selbst, denen sie ihre Sitze verdanken, nicht geteilt haben sollte. Allein, es wird jetzt überhaupt kaum mehr bezweifelt, daß diese Alemannen nicht in Oberitalien, wo die Goten selbst saßen, sondern im Norden der Alpen, wahrscheinlich in der Gegend des jetzigen Thurgau beziehungsweise in Rätien, zwischen Iller und Lech, wohl auch in Oberschwaben bei Theodorich Schutz gegen die Franken gefunden haben, welche Gebiete dieser zu Italien zu rechnen für gut fand.

Die nächsten germanischen Siedlungen in Oberitalien, an die zu denken wäre, sind zeitlich Ostgoten und Langobarden.

Auf diese Herkunft der »Cimbern« wird weiterhin näher eingegangen werden. Es scheint, daß gerade die deutschen Forscher sich einer solchen Ableitung der

<sup>1)</sup> Galanti, a. a. O. Kap. IV.

germanischen Siedlung, die im Vicentinischen nun einmal unbestreitbar stattgefunden hat, abgeneigt erwiesen, weil die ersteren in ihren Kämpfen mit den Byzantinern vernichtet worden, die letzteren aber, ebenso wie die Franken nach wenigen Generationen romanisiert worden sein sollen. Man hat daher von deutscher Seite mit Vorliebe an eine Einwanderung aus den oberdeutschen Gegenden gedacht.

Am weitesten zurück gingen jene, welche annahmen, es seien aus der Zeit der fränkisch-alemannischen Einfälle, die von 539 an hauptsächlich durch das Vinschgau, gerade in die Gegend des linken Etschufers, nachweislich stattfanden und mit der Niederlage der Alemannen unter Buzelin bei Capua (554) ihr Ende gefunden haben, wenn nicht Marius Aventicensis recht hat, wonach die letzten Kämpfe zwischen Byzantinern und Franken im Jahre 555 mit der endgültigen Niederlage der letzteren endeten, Ansiedler in diesen Gegenden (natürlich als versprengte Flüchtlinge) zurückgeblieben.

Aber abgesehen davon, daß eigentlich die Besiegten nichts hinderte, in ihre Heimat zurückzukehren, so ist es überhaupt nicht angängig, solche Heereszüge, kriegerische Unternehmungen, bei denen nur streitbare Männer beteiligt waren, für Volkssiedlungen verantwortlich zu machen; denn wie sollten die Reste eines solchen Heeres ihre Nationalität inmitten eines fremden Volkstums, auf dessen Töchter sie zur Fortpflanzung angewiesen waren, erhalten haben?

Die überwiegende Ansicht der deutschen, namentlich auch der österreichischen Forscher war daher auch immer die, es handle sich hier, wie überall in Deutschland östlich der Elbe und wie in dem größten Teile Österreichs, um ein Hereinragen deutschen Wesens, entstanden in der guten Zeit, da unser Volkstum überall die Grenzen seiner Herrschaft durch friedliche, stille Siedlungstätigkeit, unterstützt freilich auch, wenn nötig, durch die Schärfe des Schwertes und durch die Macht der deutschen Kaiser, langsam aber sicher hinausrückte; statt wie heutzutage, nicht ohne Mithilfe einer gewissen Klasse seiner eigenen Söhne allenthalben, wo nur Berührung mit einem anderen Volkstum stattfindet, seine Fortexistenz bedroht, sich verdrängt, ja stellenweise mit unheimlicher Schnelle verdrängt zu sehen.

Aber auch diese Ansicht kann bei einer strengen Prüfung nicht aufrecht-erhalten bleiben.

Ihr stehen von vorneherein gewichtige Bedenken entgegen, anderen werden wir bei unserem Versuche einer positiven Lösung des Problems begegnen.

Die Vorstöße der Deutschen gegen den slavischen Osten erfolgten unter fortwährenden Kämpfen, namentlich im Südosten, nachdem schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts die ersten Zusammenstöße erfolgt waren, mit größerem Nachdruck unter den Karolingern, in einem Gebiet, das von Avarn und Ungarn verwüstet, diesen und den in die verödeten Länder mit Deutschen um die Wette eindringenden Wenden abgestritten wurde.

Das Gleiche setzte sich unter den Kaisern aus sächsischem und fränkischem Hause fort, die Herzoge von Bayern, die von Kärnten und von der Ostmark schoben auf erobertem Boden geistliche und weltliche Siedlungen stetig vor, den Rittern und Mönchen folgten ländliche Siedler, in späterer Zeit auch Besiedler der zu gründenden Städte. Was an Wenden blieb, wurde unter der deutschen Herrschaft assimiliert; es waren aber in den Gebirgen Noricums und im angrenzenden Teile Pannoniens, wie schon Müllenhof erkannt hat, noch aus früherer, dem Avarnsturme vorgängiger Zeit, sicherlich Germanen zurückgeblieben, die sofort das eindringende Volkstum verstärkten.

Auch unter den Habsburgern dauerte das Vordringen des Deutschen unter einer Herrschaft, die sich selbst als deutsch betrachtete, wenigstens bis zur Reformationsperiode fort.

Ganz anders lagen die realen Machtverhältnisse in unserem Gebiete an den Ufern von Brenta und Bacchiglione. Die Herrschaft der bayerischen Herzöge aus dem Geschlechte der Agilolfinger ging nie über die nächste Umgegend im Norden Trients hinaus, zeitweise wurde sogar das Etschland bis zur Töll an die Langobarden verloren.

Zu einer Volksansiedlung in der hier in Betracht kommenden Gegend hatten also die bayerischen Herzöge weder Anlaß noch Macht, dies kann wie im allgemeinen, so auch von den Langobardenfürsten agilolfingischer Herkunft, gelten.

Die Wiederherstellung der fränkischen Herrschaft in Bayern änderte daran nichts; aber ebensowenig auch die Unterwerfung der Langobarden unter das Scepter Karls des Großen. Eine besonders nahe Verbindung zwischen Bayern und Lombardei trat nicht ein, im Gegenteil, nun hörten alle jene Beziehungen auf, die bis dahin zwischen den beiden, von den Franken sich gleichmäßig bedroht fühlenden Dynastien der genannten Länder bestanden hatten, die Völker waren ohnehin schon infolge der inzwischen erfolgten völligen Romanisierung der Langobarden sich endgültig entfremdet. Wollten die Karolinger zuverlässige Elemente im Lande haben, so wählten sie dazu sicher fränkische Herren, am naturgemähesten neustrischer Abkunft, die selbst schon dem Romanentum nahestanden, bezw. romanisiert waren. Die Teilungen der Nachkommen Karls des Großen lösten bekanntlich jedwedes staatliche Band zwischen den Ländern diesseits und jenseits der bayerisch-lombardischen Grenze, die nun an der Mündung des Noce fixiert war. Wie eine große germanische Siedlung in das Königreich Italien hätte kommen sollen, ist schon darum nicht abzusehen, abgesehen davon, daß die Deutschen, wenn sie Volksüberschuß hatten, für diesen im Osten, auf Slavenboden hinreichend Platz und Verwendung fanden.

So lagen die Verhältnisse bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts. Da beschloß Otto der Große auf dem Reichstage zu Augsburg, anno 952, nachdem er Berengar völlig bezwungen hatte, ihm Italien als Lehen zurückzugeben, die Lande zwischen Alpen, Mincio, Po und Adria aber als Markgrafschaften von Verona, Aquileia und Istrien dem Herzogtum Bayern und damit dem deutschen Reiche einzuverleiben. Aquileia hatte sein Bruder Heinrich von Bayern schon seit 950 tatsächlich inne.

Aquileia (Friaul) erstrebte Heinrich wohl mit staatsmännischem Blicke wegen des Zugangs zum Meer. Verona soll Otto der Pässe halber begehrt haben. Möglich. Aber im Jahre 966 zog er doch über den Septimer nach Italien!

Es drängt sich der Gedanke auf, daß die Beobachtung, wie in der Gegend östlich des Mincio und nördlich des Po viele germanische Elemente vorhanden, für die Entschließung Ottos von Bedeutung gewesen sei; zumal schon aus einem Placitum d. d. Trient 845 hervorgeht, wie weiterhin zu erörtern, daß nicht allzuweit von Trient in Oberitalien deutsche Bevölkerungselemente vorhanden waren. Vorübergehend setzte sich Berengar wieder in den Marken fest; bald darauf standen die transalpinen Marken zu dem erstandenen Herzogtum Kärnten in näherem, zum Nationalherzogtum Bayern in entfernterem Abhängigkeitsverhältnisse.

So bestimmte es Otto II. im Jahre 976.

Wer sollte nun Anlaß und Möglichkeit gehabt haben, hier im großen Maßstabe zu germanisieren?

Der Herzog von Kärnten?

Nun, so recht germanisiert war sein Land selbst noch nicht! Auf zwei Wegen rückte das deutsche Volkstum hauptsächlich im eigentlichen Kärnten vor; im Pustertale nach Osten und von Norden her, aus dem Ennstal kommend, durchs Liesing- ins Murtal und dann von da ins Drautal, namentlich über das Gurktal; dort oben im Olsatal steht Friesach, trotz seines slavischen Namens voll deutscher

Burgen und Ausgangspunkt zahlreicher deutscher Adelsgeschlechter. Aber vereinigt haben sich diese beiden deutschen Ströme noch heute nicht ganz; wo die Gurk zur Drau kommt, ist schon nicht mehr geschlossenes deutsches Sprachgebiet, Klagenfurt wird von slovenischem Wesen umflutet!

Abgesehen von der Frage nachhaltiger Kraft hatten die Kärntner aber auch ein näherliegendes und augenscheinlich wichtigeres Kolonisationsgebiet in der Mark Aquileia, dort wo die Handelsstraße über Clemaun ans Meer gelangt, im einst so genannten Meranien.

Hier hatten die Ungarn vielleicht am meisten gewütet, war es doch ihre Einfallpforte nach Italien; hier war auch früh schon zahlreich wendisches Volk in die von Avarn und Ungarn geschaffenen Lücken eingedrungen,<sup>1)</sup> hier war noch kein so lebhaftes, früh erstandenes Nationalbewußtsein zu bekämpfen, wie weiter westlich, wo das Städtewesen, das die Langobarden weit glimpflicher behandelt hatten als die nördlichen Germanenstämme, nun erst recht emporkam, wo für eine fremde Volkssiedlung wenig Raum und heftigster Widerstand zu erwarten gewesen wäre.

Es hätte wohl einer der Bischöfe oder Markgrafen deutscher Abstammung, an denen es damals in der Mark Verona nicht fehlte, eine kleine Siedlung, wie Folgareit, in den lessinischen Bergen oder einer sonstigen verödeten Landschaft veranlassen können, aber eine Besiedlung in großem Maßstab hätte in jener Zeit nicht erfolgen können, ohne einen zahlreichen Adel herbeizuziehen, der wieder Burgen mit deutschen Namen gegründet haben würde, wie solches in Südtirol und in der Mark Aquileia auch die Germanisierungsarbeit jener und einer späteren Zeit kennzeichnet.

Aber in Cimbrien ist keine Spur deutscher Burgen, und wenn einige deutsche Adelsgeschlechter emporkamen, wie die Ezzelini da Romano, die Arco (Bogen), die Castelbarco, so würde man solches auch für viele andere Punkte Italiens feststellen können.

Wolte man aber auch die Zeit nach 952 einer deutschen Masseneinwanderung für ebenso günstig erachten, als sie ungeeignet dafür war, lange hätte eine solche nicht gedauert.

Im 12. Jahrhundert ist auch in dieser Gegend die Entwicklung des Städtewesens zur Selbständigkeit soweit vorgeschritten, daß die kleinen Republiken einander befehlen; im Jahre 1142 tragen die Bürger von Verona über die von Padua einen großen Sieg davon. Vicenza stand mit Verona im Bunde.

Es mag vielleicht nicht allzu schwer in die Wagschale fallen, daß auf den Roncalischen Feldern neben den Bischöfen von Turin, Pavia, Piacenza etc. auch die von Verona, sowie der Patriarch von Aquileia über die Geschicke Italiens mitberieten (1158); aber der Bund, den anno 1163 Verona, Padua und Vicenza mit Venedig abschlossen, zeigt doch wohl die Städte der Mark in einer Selbständigkeit, die eine Kolonisierungsarbeit, wie sie die Deutschen damals im slavischen Osten betrieben, kaum möglich erscheinen läßt!

Von der Gesinnung der Veroneser giebt es übrigens auch ein treues Bild, daß sie dem Barbarossa, der ihnen nie traute, die bekannten Hinterhalte bei der Chiusa legten, die dem Wittelsbacher Orto Ruhm und dann das Herzogtum Bayern eintrugen.

Eine spätere Zeit kann nicht mehr in Frage kommen, um zu erklären, woher die Verbreitung der deutschen Sprache um Vicenza stammt, die es ermöglichte, daß im Jahr 1311, kurz vor einem neuen Kampf zwischen Vicenza und Padua, Singofredo Ganzera (ist das kein deutscher Name?), um den anwesenden Paduanern nicht verständlich zu sein, in deutscher Sprache zu seinen Mitbürgern redete!

<sup>1)</sup> Paul. Diac. de Gest. Langob. L. IV. Cap. 25, 42.

Also muß das germanische Wesen dieser Gegend weiter zurück, auf die Zeiten der germanischen Wanderungen zurückgeführt werden!

Es fragt sich nur, auf welchen germanischen Stamm sollen, müssen wir es zurückführen?

Am einfachsten — auf die Langobarden?

Nein, unmöglich, wie weiterhin zu erörtern sein wird.

Auf welchen sonst?

In dieser Hinsicht kann das erlösende Wort, nachdem die Geschichtsquellen sich darüber ausschweigen, nur gefunden werden, wenn wir die neuesten Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete deutschen Siedlungswesens auf dieses Gebiet anzuwenden versuchen.

Freilich geht dies nicht so, daß wir ein anderwärts bewährtes Schema einfach anwenden, aber bei richtiger Ausnützung des in anderen Gegenden Gefundenen soll es, dünkt mich, gelingen, auch hier ein befriedigendes Ergebnis zu gewinnen.

Zunächst muß nun freilich etwas weit ausgeholt werden. Hierbei gedenke ich mich, wie auf die neueren Forschungsergebnisse überhaupt, so auch auf das zu stützen, was ich selbst ermittelt zu haben glaube und, nicht ohne ermunternden Beifall von berufener Seite, in drei Abhandlungen niedergelegt habe, die ich nun zwar anziehen, aber natürlich nicht eingehend wiedergeben kann. Es sind das:

1) Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien, Straßburg 1894.

2) Die Ortsnamen des Metzzer Landes in ihrer geschichtlichen und ethnographischen Bedeutung, im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, 1897.

3) Germanische Siedlungen in Lothringen und England, im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, 1900.

Ich werde diese Abhandlungen in den nachfolgenden Ausführungen bloß als I., II. und III. anführen.

Daß ich dabei manches nicht veröffentlichte Forschungsergebnis mitverwerten werde, wird der Sache hoffentlich nicht zum Nachteil gereichen.

### III.

Die ersten Germanen, die im Römerreich sich dauernd niederlassen durften, mögen wohl fränkischen Stammes gewesen sein, ihre Ansiedlung erfolgte am Ausgang des dritten Jahrhunderts in Gallien unter ziemlich demütigenden Bedingungen, als eine Art Militärgrenzer, als »laeti«. Sie erhielten Ländereien, die Bestandteile des *ager publicus* waren oder jedenfalls als solche behandelt wurden, nicht zum Eigentum, auch nicht als *possesores*, sondern als eine Art Kolonen, mit Verpflichtung zum Kriegsdienst. Sie hießen *laeti*, wie schon Grimm annahm, dem ich nun unbedingt beipflichte, weil sie keine Grundeigentümer, resp. keine Glieder einer Genossenschaft waren, die als Herrin auf eigenem Besitz wirtschaftete, und solche Besitzlose scheinen den Germanen weniger als freie, *ingenui*, vielmehr *minores*, wie die späteren Gesetzestexte sagen, *late* (got. *lats* = träge, gering,) gewesen zu sein, daher letz i. e. schlecht, unrichtig; der Letzte.

Diese »laeti« scheinen nirgends ihre Sprache durchgesetzt zu haben, auch auf die Ortsnamen der Gegend ließ sich bisher ein Einfluß derselben nicht nachweisen, sie wurden wohl durch ihre Stellung, namentlich durch den Kriegsdienst schnell romanisiert, wie ja auch sehr begreiflich. Wie sollten sie in einem wohlgeordneten Staatswesen mit ausgebildeter Schriftlichkeit der Verwaltung, ja mit einem richtigen Kataster, andere Namen ihrer Siedlungen, als die ihnen amtlich erteilt wurden, haben einführen und in Gebrauch bringen können!

Anders war es schon mit den später als Konföderaten zugelassenen Germanenstämmen, Burgundern und Franken. Zum Teil war die Zulassung ja nur eine Form, die verschleiern sollte, daß man die ungebetenen Gäste nicht mehr loszuwerden vermochte.

Diese ließen sich in einer Form nieder, die annehmen läßt, daß für diese Stämme noch im wesentlichen galt, was Tacitus im 26 Kapitel seiner »Germania« berichtet.<sup>1)</sup>

Sie bedeckten nämlich das Land mit Markgenossenschaften, zu denen sie mit Vorliebe, wie sehr natürlich, sich die günstigst gelegenen Fluren, namentlich solche aussuchten, wo auf ebenem Boden der Pflug am bequemsten zu ziehen war.

Insoferne scheint sich ihre Ansiedlungsweise wenig von der zu unterscheiden, welche germanische Völker überall da beobachteten, wo sie als Eroberer auftraten, wie die salischen Franken in einem großen Teile von Belgica II, vor den Eroberungen Chlodwigs, die Alemannen im Decumatenland, in Germania I, und wohl auch in Helvetien und in Teilen Rätians. In den letzteren Gebieten haben sie allerdings sich wie die Baiuwaren am rechten Donauufer unter einer gewissen Oberhoheit Theodorichs niedergelassen.

Alle diese erwähnten Landnahmen haben das Charakteristische, daß die auf Grundlage verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit erfolgte genossenschaftliche Ansiedlung eine Menge patronymischer Bezeichnungen zu Ortsnamen verwandelte (wie I. S. 10 ausgeführt ist). Sogar bei den Burgundern, die doch nicht ganz freiwillig nach Sabaudia verpflanzt worden waren, trifft das wenigstens für ihre Sitze nördlich des Lemanus zu, trotz der in ihren Gesetzen geregelten Niederlassung in Form des Hospitats.

So sehen wir die von Germanenstämmen besetzten, obengenannten Gegenden des Römerreichs heute von einer großen Menge von Ortschaften bedeckt, deren Name mit einer, in manchen Gegenden ermüdenden, Einförmigkeit auf -ingen, -ing, -ingheim, -inghausen, -inghofen endet,<sup>2)</sup> während der erste Teil des Namens meist einen alten germanischen Personennamen, teils ganz, teils in der Kurzform<sup>3)</sup> enthält, wie Sigmaringen, Sendling etc. Verwelscht lauten solche Ortsnamen dann wohl: Marange (Mehringen), Berlens (Berlingen) u. s. f.

Es kann hier nur angedeutet werden, daß nicht alle Orte auf -ing oder -ingen notwendig frühere Markgenossenschaften sein müssen, daß es in den Gebirgen der Schweiz manche Orte solcher Benennung gibt, die zwar einer Sippe gemeinsam gehört haben dürften, die aber für eine Ansiedlung einer Markgenossenschaft zu wenig Land gehabt hätten; anderwärts, in Bayern, treffen wir die noch nicht ganz aufgeklärte Tatsache, daß zwar zu beiden Seiten der Isar aufwärts bis an das Gebirge und östlich bis nahe an den Inn die -ing ganz wie die -ingen im Westen, frühere Markgenossenschaften darstellen, daß aber weiter östlich die ganz massenhaft bis an die Traun<sup>4)</sup> auftretenden Orte dieser Benennung, wie schon ihre enorme Dichtigkeit beweist, nicht alle Markgenossenschaften gewesen sein können, während es jetzt meist weilerartige Siedlungen sind, wobei wir hier nicht untersuchen wollen und können, was die schon von v. Maurer beobachtete frühzeitige Auflösung der für die älteste Zeit doch auch hier vorauszusetzenden (?) genossenschaftlichen Siedlungen in Gruppen von Höfen veranlaßt hat.

<sup>1)</sup> S. III, 6.

<sup>2)</sup> Daß ich nicht alle -ingheim etc. gleich einer alten Sippensiedlung setzen will, habe ich in III, S. 37, ausgeführt.

<sup>3)</sup> Vgl. III, S. 13.

<sup>4)</sup> Von der Traun bis zur Ybbs sind diese Namen seltener, unter der Ybbs sind sie es noch mehr, eine beachtenswerte Verdichtung erfolgt dann wieder um Wien.



Vorgekommen sind aber Hof-siedlungen, auch neben Siedlungen größeren Umfangs, bei den Germanen wohl allerwärts. Im Gebiete, das von den Ufern des Lechs bis nach den Niederlanden reicht, kommt für solche kleinere Siedlungen der Name -weil, -weiler, -wyl, -wülen vor. Daß diese Benennung auf vorgermanisches Wesen zurückgeht, ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt.<sup>1)</sup>

Viele solche Siedlungen haben Namen, die auf -hofen, -hausen enden, namentlich möchte ich jene hierherrechnen, bei denen der vorhergehende Personennamen im Genetiv steht, der besitzanzeigend hier offenbar einen Einzelnen als Herrn nennt, was zur genossenschaftlichen Siedlungsweise nicht paßt.<sup>2)</sup>

Zu diesen Formen älterer Ortsnamen, die in den Gegenden, wo die Ansiedlung auf römischem Reichsboden erfolgte, fast immer einen Personennamen enthalten, kommen die Namen auf -heim, -ham, -kam, -kon, auf -ingham -inghofen, wobei bemerkt werden soll, daß -heim, im Westen vorherrschend, meist größere Dörfer, -ham, bayerisch, gleich -ing, bald solche, bald nur Weiler bezeichnet.<sup>3)</sup>

Eine andere Form, die namentlich im Osten Deutschlands ungeheuer oft auftritt, ist die auf -dorf.

So alt das Wort an sich ist, kam es in dem Sinne von vicus doch erst, wie ich überzeugt bin, nach dem 6. Jahrhundert in Gebrauch und noch später zu häufiger Anwendung; erst in einer Zeit, da ein Kolonendorf nicht mehr, wie das fränkische Heim und das angelsächsische Ham, die Sala des Herrn umfaßte, sondern wo Dorf bereits im Gegensatz zum Herrnsitz der Burg stand, wie auch zur befestigten Stadt, als der Wohnort der Unfreien, der »Dörper«.

Ein solches Dorf hieß gar nicht einmal immer nach dem Herrn, der gar viele solche Dörfer haben konnte, sondern auch wohl nach dem herrschaftlichen Schultheiß, wie wenigstens für Schlesien erwiesen wurde.

Darum finden wir diese -dorf massenhaft auf kolonisiertem Slavenboden, in Kärnten, Krain, Steiermark wie östlich der Elbe.

Der Zeit der Rodungen entstammen die meisten der Ortsnamen auf -bach, und natürlich auch der auf -schwand, -reuth, -rode, auch die Namen auf -feld werden nicht jünger sein. Alle möglichen Endungen anzuführen, hätte keinen Zweck, es genügt das Bisherige, um dem Leser, dem solche Dinge fremd geblieben sind, zu zeigen, daß das Vorherrschen gewisser Endungen uns andeuten kann, in welcher Zeit und in welchen sozialen oder wirtschaftlichen Verhältnissen ungefähr eine Gegend von ihren deutschen Bewohnern in Besitz genommen worden ist.

Die älteste und wichtigste »Leitform«, wenn es gestattet ist, diesen an die Naturwissenschaften anklingenden Ausdruck zu gebrauchen, ist aber die der -ingen, resp. -ing.<sup>4)</sup>

Es ist äußerst instruktiv, zu verfolgen, wie sich diese Form regelmäßig an ein bestimmtes Terrain mit Vorliebe anlehnt, anderes sichtlich vermeidet.

So finden wir, um es kurz anzudeuten,<sup>5)</sup> das wellige Lothringen und Luxemburg von ihnen bedeckt, dagegen die Berglande des Hunsrücks wie der Eifel völlig frei von nennenswerten Gruppen, dafür im Wald- und Bergland bei Cusel und Ottweiler die massenhaften -weiler; so ist auch der Schwarzwald nur sehr wenig mit solchen patronymischen Ortsnamen ausgestattet, wenn man damit die reiche Fülle vergleicht, die andere schwäbische Länder aufweisen; so nehmen die -ingen

<sup>1)</sup> So Kluge, Ethymologisches Lexikon, V<sup>o</sup> weiler.

<sup>2)</sup> Bei -inghofen etc. kommt es darauf an, ob man den Ortsnamen im Einzelfalle aus inga als adjectivum possessivum oder aus einem Genetiv plural inga erklären darf.

<sup>3)</sup> Der Gegensatz von Heim als Herrnsiedlung zur freien Mark kann hier unerörtert bleiben.

<sup>4)</sup> Das gleichwertige -ungen wird uns bei unserer Untersuchung nicht weiter beschäftigen.

<sup>5)</sup> Näher behandelt I, Kap. 1, 3, 4.

gegen den Bodensee zu schon nördlich davon, im stark coupierten Terrain, sichtlich ab, wogegen hier die dichteste Masse -weiler auftritt, die Deutschland überhaupt hat; in der Schweiz, wo dann die -weiler die enormste Verbreitung haben, ziehen sich die -ingen in den Flußtälern der Thur, Reuß und Aar weithin, während an den Hängen der Berge die -weiler vorherrschen.

Und wie steht es in Bayern und Österreich?

Ins Allgäu verirrt sich kaum eines dieser -ingen, über die Hügel um den Ammersee und Würmsee dringen gar wenige -ing hinaus, das ganze Bezirksamt Garmisch enthält kein einziges; so geht es weiter nach Osten, selten sind diese Namen in den Ämtern Tölz und Miesbach; fast unauffindbar sind sie im Berchtesgadner Land, selten im gebirgigen Teile des Salzkammerguts und von Oberösterreich; in Niederösterreich sind sie ohnehin schon stark in Abnahme, auch in ebeneren Gefilden.

Dies wird jene nicht wundern, welche wissen, daß unsere Ortsnamenform überhaupt ihre große Rolle bei der Siedlung germanischer Völker im Römerreich (einschließlich Englands), namentlich vom 4. bis 6. Jahrhundert spielt, aber den Deutschen bei Kolonisierung slavischen Bodens, in einer Zeit, da der Sippenverband aufgelöst, auch sonst für die genossenschaftliche Siedlung keine günstige Zeit mehr war, nicht mehr folgte, namentlich nicht jenseits der Elbe und Saale.

Wenn am rechten Donauufer die -ing auch über die Enns, die Grenze bayerischer Herrschaft zur Merovingerzeit, sogar über die Ybbs hinaus bis nach Steiermark reichen, ja um Wien in echt altgermanischer Form (mit der Kurzform des Personennamens) wieder häufiger werden, so wird dies nicht allein dadurch erklärt, daß die Bayern die sehr gewohnte Form, die sie schon zur Weilerbenennung im Inn- und Hausruckviertel angewendet, mitbrachten, sowie daß in dieser Gegend auch slavisches -ica in -ig, -ing germanisiert wurde, sondern man stieß beim Vordringen in diese Gegenden zur Karolingerzeit, wie Müllenhof schon aus der Entwicklung des Namens von Wien geschlossen hat, sicher auf germanische Reste, die die Avaren und Wenden überdauert hatten.

Bei dieser für unsere Untersuchung sehr nötigen Ausführung haben wir der drei großen germanischen Völker keine Erwähnung gethan, die sich tiefer im römischen Reiche niederließen, der Ost- und Westgoten und der Vandalen.

In der Tat haben diese auf die Nomenklatur der eroberten Länder kaum einen erkennenswerten Einfluß geübt. Den Westgoten schreibt man einige Namen auf -aubege, mit germanischem Personennamen davor, zu, die man tief im Süden Frankreichs antrifft, die Vandalen hat das Schwert der Byzantiner (oder ihrer deutschen Hilfsvölker!) von der Erde vertilgt und das gleiche Los hat, wie man annimmt, die Ostgoten getroffen.

Daß auch die Westgoten sich anders verhielten, als ihre westgermanischen Stammesgenossen, wird leicht damit erklärt, daß sie im Verhältnis zum eroberten Gebiete sehr wenig zahlreich waren, infolgedessen bei dem Überschuß an Land und Leuten nirgends nötig hatten, neue Siedlungen wirtschaftlicher Natur zu gründen, sondern sich einfach als Herren in die bestehenden Orte hineinsetzten. Die ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Südgallien hatten sie, ohne zu einer Landteilung zu schreiten, nur von Abgaben des unglücklichen Landes (besonders an Korn) gelebt.<sup>1)</sup>

Anders verhält es sich mit den Langobarden, welche, obschon sie sich spät erst in ihren definitiven Sitzen in Italien niedergelassen, dort ein Verhalten ein-

<sup>1)</sup> Es steht dahin, ob nicht einige Ortsnamen im Limousin auf gotische Sippensiedlung hinweisen könnten. Vergl. I., S. 52.

geschlagen haben, welches vielfach und in wesentlichen Punkten dem ihrer Stammesbrüder zu vergleichen ist.

So finden wir in ihrem ersten Siedlungsgebiet zwischen Alpen und Apenninen noch jetzt, obwohl gerade Italien sich für die Erhaltung deutscher Ortsnamen als sehr ungünstiger Boden erwiesen hat, immerhin einige Dutzend Ortsnamen auf -engo, -enga, -enghe; ich habe deren bisher etwa 70 in der lombardisch-venezianischen Ebene ermittelt, ein anderer wird mit besseren Karten und Nachschlagwerken vielleicht noch mehr ermitteln; Steub spricht, glaube ich, von 200.<sup>1)</sup>

Daß dieses -engo, wie die häufigste Endung lautet, unserem -ingen entspricht, wird allgemein zugegeben, auch ist bekannt, daß die Langobarden ihr Volkstum in Herzogtümer, in Comitate oder Sculdace, diese in Decanien oder Zehntschaften einteilten, welche wieder in Farae oder Sippen zerfielen.

Eine Niederlassung einer »Fara« dürfte wohl eine Benennung erhalten haben, welche dem Patronymicum der Fara entsprach. Die Ortsnamen bestätigen diese Annahme recht deutlich, Farfengo, Farisengo sind eben Fara Fengo, Fara Isengo, (vergl.: Fara Olivana, nicht weit von jenen). Die Zahl von 70, ja von 700 Farae wäre freilich recht klein; auf etwas wie 25 000 Farae darf man das langobardische Volk doch schätzen, auch wenn man annimmt, wie mit Recht meist geschieht, daß die Langobarden unter veränderten Umständen mit viel geringerer Volkszahl die Unterwerfung Italiens durchsetzten, als die weniger glücklichen Ostgoten hinzuführen in der Lage gewesen waren. In einem, trotz aller Verwüstungen immer noch dicht besiedelten Lande werden eben die Eroberer großenteils sich in bestehende Ortschaften eingenistet haben, wie die Ripuarier in die hunderte von -iacum, später -ich, wie sie besonders im Südwesten von Köln vorkommen; ein Anlaß, den alten Namen, der sich bei den zahlreichen Romanen erhielt, abzulehnen, war nicht gegeben, im Gegenteil war der Name auf -ingen, wie ich I. S. 3 ff. ausgeführt habe, eigentlich nur ein Name einer Personengruppe, der mangels einer anderen Bezeichnung zum Ortsnamen wurde; viele Namen aber mögen sich verloren haben, wie ja auch kein Grund besteht, zu bezweifeln, daß manche jener Gründungen im Laufe der Zeiten verschwunden sind, was auch bei uns vielfach vorgekommen ist. Immerhin dürfen wir annehmen, daß da, wo die meisten Langobarden als Landbesiedler, wenn auch mit eingeborenen Knechten, sich niederließen, nicht also bloß große Herren, nach Art der fränkischen Antrustionen, auch die meisten Namen dieser Art sich erhalten haben werden, während für Gegenden ohne solche Namen eine dichte langobardische Besiedlung erst anderweitig wahrscheinlich zu machen wäre.

Darnach hätte aber die Haupt-Volkssiedlung der Langobarden im westlichen Teile Oberitaliens, im damals sogenannten Ligurien, stattgefunden. Sehr natürlich, denn so gruppierten sich die Volkssiedlungen um die Hauptstadt Pavia, und die Heeresmacht hatte ihren Schwerpunkt in der Richtung, wo damals der gefährlichste Nachbar stand, der Franke, gegen den man sich bald mit den Baiuwaren in ein näheres Verhältnis einließ. Der größte Teil dieser Orte liegt in den Provinzen Brescia (also nahe Brescia, einem Lieblingsaufenthalte der langobardischen Großen), Lodi-Crema, Cremona, Bergamo, Casale, Asti, Novara, Vercelli, auch in den Bezirken von Pallanza, Torino, Ivrea, Como, Sondrio kommt die Form -engo vor, fast alle sobenannten Orte liegen am linken Ufer des Po, alle, soweit ich ihre Lage ermittelte, außerhalb des Gebirges<sup>2)</sup> im ebenen Pflugland und, wie man schon mit Befremden bemerkt haben wird, außerhalb der früher deutschen Bezirke!

<sup>1)</sup> Verschwundene Namen auf -engo bei Dietz, Grammatik der romanischen Sprachen.

<sup>2)</sup> Nur eine Gruppe liegt tief in den Alpen, von diesen Orten weiter unten mehr.

In der Tat finden sich diese -engo im östlichen Oberitalien fast gar nicht. Außer einem Falle im Mantuanischen sind da zu erwähnen drei Orte bei Verona, in Anlehnung an die Brescianer Gruppe nahe dem Gardasee. Am linken Etschufer fehlen diese Ortsnamen völlig, nur weit östlich in der Provinz Treviso kommen wieder ein paar solche Ortsnamen vor: Merlengo und Porcellengo, das gar nicht sehr germanisch aussieht. Also in Cimbrien wie in Friaul keine Spur dichter langobardischer Niederlassung!<sup>1)</sup>

Aber im ersteren Gebiete findet sich auch kein einziger Ortsname, der dem Charakter der späteren Epoche entspräche, überhaupt keine Spur von der bei deutschen Siedlungen des Mittelalters so vorherrschenden Personalität in der Ortsbenennung! Kein -dorf, kein -hofen, keine ähnliche Benennung.

Ein Castelgomberto deutet offen auf einen Herrn der herrschenden Nationalität, sei es ein Langobarde oder ein Franke, auf keinen Fall auf einen Angehörigen des dunklen, bescheidenen Volks, dessen Spuren wir hier begegnen. Denn das scheint die natürlichste Lösung und Erklärung: diese Bevölkerung, die hier jahrhundertlang ihre Sprache erhalten hat, war, trotz des Selbstbewußtseins, das eine solche Zähigkeit vorauszusetzen scheint, kein Herrenvolk!

Darum konnten sie den Siedlungen keine Namen geben, weil die Benennung nach den Herren erfolgte, wo überhaupt Anlaß zu Neubenennung vorlag, auch die Fara, die Sippe überträgt ihren Namen auf ihre Mark nur, soweit sie dieselbe als freie Markgenossenschaft besitzt; Läten haben, wie gezeigt wurde, ihren Wohnsitz in der Ortsbenennung ihren Stempel nirgends aufzudrücken vermocht. Ja gerade diese inferiore Stellung des Volkes könnte die Zähigkeit erklären, mit der es Jahrhunderte an seiner Nationalität, an seiner Sprache inmitten einer romanischen Bevölkerung festhielt. Denn darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, daß die Romanisierung des Volkes bei Burgunden und Langobarden von den oberen Gesellschaftsklassen, d. h. für jene Zeit von den Fürsten, ihren Beamten und Gefolgen und endlich zum größten Teile von den zu hohen kirchlichen Würden gelangten Volksgenossen ausging. Diesen imponierte die römische Bildung, die verfeinerte Sprache, in der sich die germanischen Könige seit Guntram dem Franken mit Vorliebe versuchten (ein noch älteres Beispiel wäre Amalasantha), das Verwaltungstalent der Römer und wohl nicht zum mindesten ihre Geschmeidigkeit, ihre Gefügigkeit, die angenehm abstach von der Rauheit der Volksgenossen, die sich da benahmen wie jener Franke bei Teilung der Beute des Siagrius.

Die Langobarden hatten denn auch schon vor ihrer Unterwerfung unter die Franken, auch wo sie am dichtesten saßen, ihre Sprache meist aufgegeben und hier in Cimbrien, wo sie gar nicht als Massensiedler nachzuweisen sind, sollten sie sie noch viele Generationen hindurch erhalten haben? Die Betrachtung der Toponymie leitet uns also zur Annahme der Einwanderung eines Germanenstammes in die Hügelland des Berico und der Euganei, in die Gefilde zwischen ihnen und den Alpen und in die Täler nicht nur um Schio und Marostico, sondern auch in die östlichen Seitentäler der unteren Etsch und in das Etschtal (das Lägertal) selbst, unter Bedingungen, die die Siedler nicht zu freien Grundbesitzern machten.<sup>2)</sup>

Eine solche unter langobardischer Oberhoheit wäre ein Vorgang, der an sich ein unter Germanen unerhörtes Verhältnis darstellen würde; andererseits ist auch nicht das mindeste von einem ähnlichen Vorgang geschichtlich überliefert.

<sup>1)</sup> Es ist zuzugeben, daß einige -engo aus vorgermanischem inco entstanden sind; für unsere Schlußfolgerungen ist es gleich, ob so ein paar Ortsnamen wegfallen, bei den allermeisten -engo ist der germanische Personennamen noch erkennbar, die Sache damit außer Zweifel, aber auch Martinengo und dergl. Namen finden ihr Gegenstück in Flaurling, Moritzing etc.

<sup>2)</sup> Dies bestätigt Galanti a. a. O., S. 151 und 162.

Zwar hatten die *leges Langobardorum* Bestimmungen für Nachzügler, sogenannte *Warengangi*, aber weder ist anzunehmen, daß sie in Ueberzahl kamen, noch daß man so töricht war, diese fremden Elemente alle an eine Stelle zusammenzudrängen, noch wurde ihnen eine so niedrige Stellung zugemutet. Da an die Zeit nach der fränkischen Eroberung noch weniger zu denken ist — wie sich eine deutsche Besiedlung aus solcher Zeit toponymisch äußerte, haben wir oben S. 55 gesehen, — so kehren wir zur Möglichkeit einer Lätensiedlung unter römischer Herrschaft zurück. Sie müßte aber kurz vor dem Untergang der letzteren stattgefunden haben, sonst hätten römische Verwaltung und besonders römisches Kommando diese Militär-grenzer unfehlbar verrömeret.

Die *Notitia dignitatum* kennt eine Reihe von Siedlungen, die man wohl als »lätizische« ansehen darf, in Italien und namentlich in Oberitalien.

Aber diese Hilfsvölker heißen hier *gentiles*, und was wichtiger, alle *Sarmatae*!

Eine erkennbare Spur hat keine zurückgelassen, germanische »gentiles« aus der Zeit der *Notitia* wären sicher ebenso verschwunden, wie in Gallien auch.

Auch die Römer hätten natürlich ihre *laeti* niemals alle auf einen Raum zusammengedrängt, dazu war man doch zu vorsichtig. Bei den Förderaten war es freilich anders, da tat man, was man tun mußte!

In der Zeit nach dem Jahr 400 — um diese Zeit wird die *Notit. dign.*, die bekannte römische Rang und Quartierliste verfaßt sein — war für Lätensiedlung keine Zeit mehr, jetzt durchzogen schon Vandalen, Ost- und Westgoten etc. das Reich, seit dem Jahr 406 bildete selbst der Rhein eine Zeitlang keine Grenze mehr, ganz Gallien war verwüstet, jetzt hätten wohl Germanen sich zu so niedriger Stellung gar nicht mehr herbeigelassen.

So etwa liegt die Sache und es scheint nur noch die Frage zu erörtern, ob nicht etwa an Goten zu denken sei, die doch auch eine mächtige Volkssiedlung innerhalb der Grenzen Italiens gegründet haben.

Aber diese wurden ja von den Byzantinern vernichtet, was übrig blieb, vertrieben, in unbekanntem Gegenden ist der Rest mit anderen Völkern verschmolzen. So scheinen die deutschen Forscher die Sache in der Regel sich zurecht gelegt zu haben, kaum daß ein Dahn oder Steub in den Bewohnern der Täler um Meran Nachkommen der edlen Ostgoten zu erblicken glaubte, oder daß ein Steub darauf hinwies, daß in den deutschen Gemeinden Oberitaliens Langobarden und Goten sich verschmolzen haben könnten.<sup>1)</sup> Ja selbst die freiheitsliebenden Bewohner des oberen Wallis sprach Steub einmal flüchtig als präsumtive Goten an. Dasselbe äußerte, ohne nähere Begründung, in Bezug auf Wallis und Gotschee, Wilser in seinem Stammbaum der Germanen (Bonn 1895).

Viel Anklang fanden solche Anregungen nicht. Da erstand der Gotentheorie ein gelehrter Vertreter jenseits der Alpen in Galanti, in seiner Schrift *I Tedeschi sul versante meridionale delle Alpi*, Roma 1885.

#### IV.

Die genannte Arbeit Galantis zeugt von eingehendem Studium der Geschichtsquellen, der einschlägigen Literatur und berücksichtigt auch ein bedeutendes Urkundenmaterial, vor allem aber verrät sie, obschon der Verfasser natürlich feurigen Patriotismus an den Tag legt, ein ehrliches Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis und, was ihr besonders Wert verleiht, ein sehr gesundes Urteil.

Gewiß sollten Sätze, wie jener S. 133: *E se ne lagnino pure. Noi Italiani non possiamo che rallegrarcene, nella speranza che col tempo la nostra lingua,*

<sup>1)</sup> Vergl. Steub, *Herbsttage*, S. 242 ff.

acquistando sempre terreno in tutti i distretti tedeschi e slavi di qua delle Alpi fino al Brennero e alle vette nevose delle Giulie, possa darci il diritto di aspirare anche per ragioni ethnologische a quei naturali confini, che la storia (?) la geografia e i bisogni della difesa nazionale ci assegnano aus einem Werke wegbleiben, das Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, ohne die ja die ganze 252 Seiten starke Untersuchung überhaupt keinen Wert besäße; aber so sehr sie mein vaterländisches Gefühl verletzt, das gerade ein patriotisch empfindender Schriftsteller auch bei Angehörigen anderer Nationalitäten, für die ein Gelehrter doch auch schreibt (oder trifft das hier nicht zu?) achten sollte, ich muß doch bekennen, daß das Übermaß patriotischer Empfindung das Urteil Galantis mir nur sehr wenig zu trüben scheint, so daß seine Arbeit schon darum alle Beachtung verdient.

Was dem Verfasser der »Tedeschi« fehlt, ist eine Kenntnis deutscher Siedlungs-, deutscher Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, aber wie viele deutschen Historiker haben auf das in Frage stehende Thema die Ergebnisse der gedachten Disciplinen anzuwenden versucht?

Galanti geht davon aus, — der mir zugemessene Raum verpflichtet mich, nur in aller Kürze zu referieren — daß die Geschichte der Ostgoten in Italien keineswegs mit der Niederlage unter Teja zu Ende ist, wie man aus Geschichtsbüchern, die etwas knapp gefaßt sind, wohl schließen möchte. Er weist auf das hin, was uns oströmische Quellen über den Fortgang des Kampfes berichten.

Man vergleiche hiezu Dahn, die Könige der Germanen, Band II. Die im Felde stehenden Goten zogen sich nach der Niederlage unter Totila nach Pavia zurück und erhoben den Teja. Damals standen die Franken, die, sehr treulos gegen die Goten, unter dem Vorwand, ihnen zur Hilfe zu kommen, nur für sich selbst Machterweiterung anstrebten, in Venetien. Den Weg dahin durch das Vinschgau kannten sie nur zu gut seit ihrem Raubzug von 539.

Teja, der für sein Heer des Kriegsschatzes in Cumae bedurfte, vereinigte seine Truppen mit der Besatzung dieses Ortes und fiel heldenhaft kämpfend in der mehrtägigen Verzweigungsschlacht am Vesuv, 552. Dem überlebenden Reste der unvergleichlichen Kämpfer bewilligte Narses freien Abzug aus Italien; ihnen schlossen sich die Trümmer des Gotenvolkes in Italien zum Teile an. Aus welchen Gegenden zogen solche mit? Das wissen wir freilich nicht, aber, es wird sich das später als wichtig herausstellen, es ist klar, daß sie nicht aus der Gegend von Venetien kamen, wo alsbald Goten, ermutigt durch den Zuzug von Hilfsvölkern unter den Alemannenfürsten Leutharis und Butilin, sich aufs neue erhoben. Am Po sammelten sich diese Streitkräfte 553.

Waren das dieselben, die in Süditalien auf Abzug kapituliert hatten? Ich glaube nicht.

Wohin waren aber diese gezogen? Das hoffe ich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit später zu zeigen.

Jene Goten, die wir hienach keines, solchen Heldenseelen nicht zuzutrauenden, Wortbruches zeihen dürfen, waren also abgezogen, andere ihres Volks versuchten im Vertrauen auf die Alemannen aufs neue das Glück der Waffen. Aber die Hilfe erwies sich als wenig wertvoll, der »ferox Alemannus« hatte es mehr auf Plündern abgesehen. Der Raubzug nach Cumae mißlang, Leutharis zog mit dem, was er erbeutet hatte, der Heimat zu, ging aber am Rückzug zu Grunde (553). Butelin verlor bei Capua, in einer Schlacht, wo Ostgoten gegen Ostgoten fochten, Sieg und Leben. Es wird einem Teil der Goten die fränkisch-alemannische »Hilfe« noch unerträglicher geschienen haben, als oströmische Herrschaft (553).

Agathias läßt mit Leutharis sein ganzes Heer bei Ceneda (unweit Conegliano) an einer Seuche zu Grunde gehen; Paulus Diaconus verlegt das Ereignis nach

der Etschgegend, was der Absicht des Heimzuges besser zu entsprechen scheint, weiß aber nichts von einer Vernichtung des Heeres. Von einer Schlacht weiß auch Paulus Diaconus nichts, der übrigens den Bruder Leutharis, Butelin, als einen seit dem Einfall der Franken unter Theudebert (547) von diesem bestellten Stellvertreter hinstellt.

Nach anderen Quellen wäre in Oberitalien noch 555 zwischen Franken und byzantinischen Truppen (letztere meist Heruler, Warnen, jetzt wohl auch Goten) gekämpft worden. Noch im Jahr 563 soll Narses in Oberitalien zwei feste Städte, Brescia und Verona, eingenommen haben. Nach Anderen wieder hätte Narses erst im Jahre 566 die Pazifikation Oberitaliens vollendet (Galanti S. 65). Gerade in diesem Zeitpunkte aber ging das Land an die Langobarden verloren (568), die wohl schon seit ihrem Hilfszug gegen Totila ein Auge auf das Land geworfen haben mochten.

Waren nun damals die Goten rein von der italienischen Erde vertilgt? Schwerlich!

»Itaque deleta, ut dictum est vel superata Narses omni Gothorum gente«, drückt sich Paulus aus (L. II. C. 5.), der noch ausgiebige mündliche Überlieferungen zur Verfügung gehabt haben wird.

Wie fanden nun die Langobarden die gotischen Reste — denn gefunden haben sie solche — und wie stellten sie sich zu ihnen?

Gefunden müssen sie welche haben, denn ein Volk, das noch kürzlich, unter Vitiges, 150 000—200 000 Streiter aufstellen konnte, das also nicht unter 1 000 000 Köpfe gezählt haben kann, verliert sich nicht so spurlos. Die Kämpfe der letzten Jahre hatten doch hauptsächlich »Kombattanten« weggerafft, Krieg und Not aller Art die Entstehung eines Nachwuchses nur erschwert, nicht ausgeschlossen. Mit den Kapitulantem vom Vesuv war auch nach dem Gesagten noch lange nicht alles Volk weggezogen. Also muß sich von der allmählich in Venetien, wie man annehmen muß, zusammengeströmten Volksmenge eine Anzahl erhalten haben, die auch nur zu schätzen vermessen wäre, die aber doch in viele Tausende gegangen sein muß, wenn auch abgelebte Greise und besonders viele Frauen ohne Gatten darunter sich befunden haben mögen. Daß die Goten nicht so ganz vertilgt wurden, hat schon von Glöden, das Römische Recht im ostgotischen Reiche, ausgeführt.

Als Grund, warum wir uns die gotischen Volksreste in Venetien konzentriert denken, ist schon angeführt, daß dort tatsächlich der Widerstand aufs neue aufloderte, daß dort fränkische Truppen und Besatzungen in den festen Orten standen. Es kommt hierzu, daß dort die Flüsse Po, Etsch, und endlich eine Reihe Wildwasser Abschnitte bildeten, die einem anmarschierenden Feind gegenüber Schutz gewähren konnten, während nach Norden und Osten Pässe und Flußtäler, wie die der Etsch, der Brenta, des Tagliamento, des Isonzo und seiner Nebenflüsse sowohl einen Abzug, wie ein zeitweiliges Zurückziehen begünstigen mußten. In der Tat konnten recht wohl noch nach dem Erfolg der Oströmer von 563 oder 566 Flüchtlinge in den Alpentälern sich aufhalten, um bei günstiger Gelegenheit wieder zurückzukehren. Aber auch was sich dem siegreichen Narses unterwerfen mußte (die gens *superata* des Paulus Diaconus) war wohl nicht schlechthin dem Niedermietzeln oder Wegführen in die Sklaverei ausgesetzt. Auf die Menschlichkeit eines Völkerwürgers wie Justinian möchte ich freilich nicht bauen, aber auch sein Haß gegen die Goten und ihren »nefastissimus Totila« hatte sich wohl etwas abgekühlt, seit er in seiner Konstitution, benannt: *Pragmatica Sanctio Justiniani*, verkünden konnte, daß durch die ganze Geschichte der Gotenherrschaft ein Strich gemacht sei und alles Eigentum wieder an den zurückfalle, der es vor Theodorichs Zeiten besessen habe.<sup>1)</sup> Das war vor 565, in welchem Jahre Justinian starb.

<sup>1)</sup> Corp. jur. civ. Novellen, *Aliae aliquot etc.*

Ein Heer, in dem einmal Goten standen, konnte nicht gegen die Unterworfenen grausam sein bis zum Unerhörten, und die Nachfrage nach Sklaven war ebenfalls keine unbeschränkte. Überdies waren ganze Familien mit aller Habe als Kolonen in einem stark entvölkerten Lande für die civitates, die possessores und für Alle, die in den fraglichen Gegenden sich etwa zum Lohn für Kriegsdienste ansiedeln durften, am Ende eine ebenso gute oder bessere Erwerbung, als Knechte es sein mochten.

Fragen wir also, wo haben die Langobarden die Unterworfenen angetroffen, so sagen wir, diesseits der Polinie, um die Städte Verona, Vicenza, Padua. Fragen wir, wie haben sie dieselben angetroffen, so antworten wir, größtenteils als das, was die *leges barbarorum* bei den verschiedenen Völkern *liti, minores, lazi*, die Langobarden aber und die Bayern *aldii, aldiones* nannten, wenn es sich um Barbaren, *tributarii, tabellarii*, wenn es sich um Römer handelte. Wie gestaltete sich aber das Los der Unterworfenen unter den Langobarden? Antwort: geradeso, höchstens trat ein Wechsel in der Person des Grundherrn ein. Daß die neuen Ankömmlinge irgend eine besondere zarte Rücksichtnahme gegen die »germanischen Brüder« eintreten ließen, die sie vor kurzem gemeinsam mit den Byzantinern befehdet hatten (in ganz besonders unangenehm auffallender Weise, möchte ich sagen), wird kein Kenner der Geschichte erwarten.

Sie wurden als »*antiqui barbari*« behandelt, wie es die Goten mit den vorgefundenen nichtrömischen Kolonen auch gehalten hatten, ob diese nun Po-Alemannen oder gentiles Sarmatae gewesen waren. Daß übrigens jene *antiqui barbari* des Cassiodor noch nicht sprachlich entnationalisiert waren, steht sowenig fest, wie ihre Nationalität und die Gegend, wo sie saßen, jedenfalls waren sie von den Römern hübsch verteilt worden.

Daß die Ostgoten zu den *aldii* der *leges* Langobarden ein bedeutendes Kontingent gestellt haben, nimmt auch Gaupp an,<sup>1)</sup> der wohl mit Recht glaubt, daß einzelne Goten sogar als freie Grundeigentümer vom Langobardeneinfall vorgefunden wurden, kein Wunder, wenn sie im römischen Heere dienten.

Da hätten wir also das Volk, das dichter zusammengedrängt, als es — sehr zum Nachteil der Erhaltung des Volkstums — sonst den Germanen anzustehen pflegte, sich niederlassen mußte, ohne lange wählen zu können, wo das beste, wo das ebenste Pflugland sei, das selbst in die schmalen Alpentäler zu wandern sich entschließen mußte, das Volk, das im 6. Jahrhundert sich in Höfen und Dörfern ansiedelte, ohne daß ein Name eines Häuptlings oder eines Hüfners andeutete, welcher Sippe oder welchem Manne Grund und Boden zu eigen,<sup>2)</sup> ein in der Geschichte germanischer Siedlung sonst nur unter ganz besonders gearteten Verhältnissen erhörter Vorgang. Wir sagten schon oben, daß es bei den Westgoten einigermaßen ebenso an Personalität der Siedlungsbenennung gebricht: die von den Oströmern fast ganz vertilgten, jedenfalls ihres Besitzes beraubten Vandalen zählen nicht. So erklärt es sich aber auch, dass wenige *confessiones juris Gothici* vorkommen. denn der *aldius* folgt doch dem Rechte seines Grundherrn!

<sup>1)</sup> Die germanischen Ansiedlungen und Landteilungen in den Provinzen des römischen Westreichs. Breslau, 1844, S. 500. Ob seine Ableitung der *aldii* richtig, will ich nicht erörtern, manche denken an die bayerischen »Ehehalten«.

<sup>2)</sup> Von allen germanischen Ortsnamen, die sich in Cimbrien finden, scheinen mir nur allenfalls Bertesina und Monte Malo einen Personennamen zu enthalten, wenn ich von einigen offenbar jüngeren Bildungen, wie Gionghi, Casperi absehe, alle anderen Namen sind sogenannte Naturnamen, wie Tretto, Staffalo, Avio etc. Da solche Namen leicht übersetzbar sind, so geht, sobald die Erinnerung an die deutsche Form verloren ist, jede Spur deutscher Einwirkung verloren. So wenn aus Aichberg Monte Rove, aus Aichberg Rovereto (*la luna*) wird. Oft auch vermeiden die Welschen jedes Erinnern an den deutschen Namen, indem sie dafür einen Heiligennamen substituiren, wie *Sta Orsola* für Aichberg u. a.



So verstehen wir es aber auch, warum dieses Völkchen sich die Sprache besser erhielt, als die siegreiche Rasse. Denn wenn die Romanisierung des langobardischen Mannes von Gewicht und Rang, die, wie oben erörtert, durch mannigfache Umstände befördert wurde, auf den kleinen Mann unter den Volksgenossen notwendig im Sinne der Beförderung auch seiner Entnationalisierung wirken mußte, so fällt dies bei unserem armen Kolonenvölkchen weg.

Daß die Goten besonders große Zähigkeit im Festhalten ihrer Sprache beweisen konnten (ut inter Germanos! möchte man freilich beifügen), das zeigen uns die taurischen Goten, die bis ins 16. Jahrhundert unter den Tartaren ihre Sprache zu erhalten verstanden.

Nach dem Gesagten versteht man aber auch, warum schon im 9. Jahrhundert (845) in einem Placitum Tridentinum neben Langobarden Theutisci erwähnt werden; es sind mit letzteren offenbar keine Langobarden gemeint, da diese unter allen Umständen unter der vorhergehenden Kategorie einbegriffen waren, sondern andere Leute germanischen Stammes, die sich der lingua theutisca, wie die Sprache der germanischen Stämme nunmehr im Gegensatze zur Kirchen- und Gelehrtensprache hieß, bedienten. (Die Umgangssprache der Romanen hieß lingua volgare, dasselbe Wort wie thiudisca, das eine von vulgus, das andere von thiuda!)

Die Lombarden waren also damals bereits ganz romanisiert, sonst hätte man die andern Germanen nicht gegensätzlich Theutisci genannt, denn dieses Wort war damals noch nicht alt genug, um nicht in seinem eigentlichen Wortverstand aufgefaßt zu werden, während es die später gewonnene Bedeutung der Bezeichnung einer umschriebenen Gruppe germanischer Völker noch nicht hatte.

Es muß aber eben deshalb auffallen, daß diese Theutisci nicht ihrem Stamme nach bezeichnet werden, ob sie Franken, Bayern, Alemannen waren; sie waren eben nur Leute, die durch ihre Sprache sich von anderen unterschieden, nicht durch ihre Nationalität, denn eine noch so große Anzahl aldi hatte keine eigene Nationalität, wie sie kein eigenes Recht hatte.

Hier stehen wir an einem Punkt, wo ich von Galanti abweiche. Dieser läßt die Langobarden sich ausgiebig in dem von Goten besetzten Gebiet niederlassen; ich bin von vorneherein der Meinung, daß ihre Volksmenge sich vorzüglich mit gesundem Instinkt, den wir auch sonst oft bei Barbaren finden, um Pavia, wo ein herrliches Land war, in der Richtung der größten Gefahr konzentrierte, und daß auch das, was im Osten blieb, in der Romanisierung ziemlich gleichen Schritt mit dem Volk im ganzen hielt, zumal gerade die Langobarden das Städtewesen in ihrem Reiche besonders begünstigten, auch den Aufenthalt in den Städten früh schon vorzogen, was notwendig und rasch zur Verwelschung führen mußte. Und ich finde meine Annahmen durch die Toponymie bestätigt und denke, Galanti hätte, wenn diese Erkenntnisquelle ihm zur Verfügung gestanden wäre, ähnliche Schlüsse daraus gezogen.

Ein anderer Punkt, wo ich von Galanti abweiche, ist, daß er die Ostgotenreste ursprünglich nur im Gebirge vorhanden wissen will, von wo sie erst allmählich, unter den Langobarden, sich in die Ebene, so zu sagen unter ihre langobardischen Stammesgenossen herabwagten.

Ich glaube aber, daß es ausgeschlossen scheinen muß, daß gerade die Bergbewohner allein sich in so starkem Maße vermehrten, um eine Einräumung neuer Sitze an sie in der Ebene in solchem Umfange nötig zu machen, daß sie das anders geartete Volkstum in vielen Gemeinden bis nahe vor Padua überwucherten.

Das kann vorkommen bei einem freien Volk, wie die Walliser, die von den höchsten Gebirgen Europas umragt, nur in einer Richtung, nach Südwesten,

keine Terrainschwierigkeiten vor sich haben und sich nun in dieser Richtung erheblich vordrängen, wie das wirklich geschah.<sup>1)</sup>

Hier bei Vicenza wäre eine solche Vergewaltigung der romanischen und katholischen Bevölkerung zu Gunsten von Barbaren, die überdies lange, wohl viel länger als die Langobarden, arianisch oder doch kirchlich anrühlich waren, ganz undenkbar, ohne daß einem die Motive hiefür klargestellt werden.

Die Sache ist ja beinahe ein Streit um Worte, es scheint aber, daß, wenn ich so sagen darf, bei Galanti der Patriot hier in dubiis eine Entscheidung trifft, die seinem Volke annehmbarer scheint, indem sie den durch die Langobarden und nun auch noch durch Goten verunreinigten *seme latino* tunlichst glimpflich davonkommen läßt. Gesagt wird es bei Galanti freilich mit keinem Wort.<sup>2)</sup>

Nimmt man nämlich an, daß die deutsche Sprache in jenen Gegenden auch nur in dem Umfange, in dem wir es oben festgestellt haben, auf die Zeit, ich will gar nicht sagen der Byzantiner, sondern nur des Anfangs der Langobardenherrschaft, unter der, wie wir einmal annehmen wollen, zahlreiche Flüchtlinge sich aus ihren Bergen hervorwagten, zurückgeht, so stehen wir vor der Frage: Soll denn wirklich von 568 bis zum 12. und 13. Jahrhundert das Volkstum jener Theutisci sich nicht nur in statu quo erhalten, sondern seine Herrschaft von den Bergen in die fruchtbare Ebene ausgedehnt haben? Unmöglich! Alles zugegeben, was in den ersten barbarischen verkehrsarmen Zeiten, da das Volksbewußtsein in Italien noch schlummerte, einen erhaltenden Einfluß ausüben mochte, namentlich daß der Klerus noch nicht alles Deutsche aufs unerbittlichste verfolgte, immerhin kann das, was wir im Mittelalter da an deutschem Wesen finden, nur ein Rest sein von dem, was fast ein Jahrtausend vorher dorten vorhanden war, und von lateinisch redenden Städten, Priestern, bald auch Herren germanischer Abkunft in seinem nationalen Bestand, wenn auch nicht immer mit Berechnung, stetig erschüttert und beeinträchtigt wurde.

Das führt dann aber zu dem Schlusse,<sup>3)</sup> daß zur Zeit des Langobardeneinbruchs das ganze Land am linken Ufer der Etsch dicht mit Germanischredenden besetzt gewesen sein muß, so dicht, daß vielleicht außer den Städten nur wenig Romanischredende vorhanden waren.

Wie weit dies nach Osten ging, dafür fehlt es vorerst an Anhalt; Barbareneinbrüche, besonders der Ungarn, mögen da viel zerstört haben, in die Lücken drangen Wenden, die mindestens bis zum Tagliamento sich noch jetzt in der Toponymie bemerkbar machen, deutsche Siedlung aus dem Mittelalter erschwert noch mehr die Erkenntnis des ursprünglichen Zustandes, aber ein kleines Germanien hat um Vicenza, ja weithin um sein Gebiet, das Wisenthain (Vicentino), bestanden, und zum Teil an uns liegt es, ich meine, an der deutschen Art, daß es nicht mehr besteht.

Es bleibt die Frage zu beantworten: Wird denn diese Aufstellung irgendwie durch die Tradition des Volkes bestätigt?

<sup>1)</sup> Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz, III. Teil, S. 106 und sonst.

<sup>2)</sup> Was es mit diesem *seme latino* in dem ganz ligurischen, keltischen, venetischen und germanischen Oberitalien an sich hat, ist kaum abzusehen; Steub hat die Sache mit seinem köstlichen Humor behandelt. Diese Schwäche, die ich übrigens bei Galanti gar nicht in besonderem Maße finde, wohl aber bei Sergi u. A., muß man wohl der langewährenden Fremdherrschaft zu gute halten, unter der das hochbegabte Volk unendlich litt.

<sup>3)</sup> Galanti selbst nimmt an, daß im 11. Jahrhundert das Land unterhalb Calavena bereits größtenteils dem natürlich von Süden her eindringenden Romanismus erlegen war. Man verfolge diesen Prozeß einige Jahrhunderte rückwärts und die Berührungslinie des deutschen und welschen Volkstums verschiebt sich von selbst nahe an den Po, jedenfalls über den Berico (Berg) hinaus.

Im allgemeinen haben die deutschen Völker oft recht verworrene Überlieferungen über ihre Herkunft, die die Bayern z. B. sich die Armenier, die Franken die Trojaner als Vorfahren geben läßt. Bei Flüchtlingen, die ihre Vielen verhaßte oder verächtliche Herkunft gewiß gerne verschleiern mochten, kann man noch weniger eine klare Tradition erwarten. Ich glaube sogar, daß Goten, denen es gelang, vollfrei zu werden, oft weit lieber salisches oder langobardisches Recht sich als Personalrecht erwählten, als gotisches.

Dennoch bekundet Graf Caldogna in einem Bericht an den Dogen, daß unser cimbrisches Völkchen zum Teil von den Cimbern, zum Teil von den Goten abstamme. Da Schio berichtet, daß eine Überlieferung die Gründung des Ortes Monte Malo auf einen Amalo, re dei Gothi, zurückführe. Amaler aber waren die gotischen Könige, ihrem Geschlechte war Theodorich entsprossen.

Andere Überlieferungen, die direkt eine Abstammung von Goten aussprechen, werden wir erst später zu besprechen haben, weil sie nicht das Wisenthain betreffen; hier wäre noch der Name Godego, der auf Gothicus (fundus?) deutet, zu erwähnen.

Freilich hätte die Benennung nur eine Bedeutung als Gegensatz zu anderen Nationalitäten in der Nähe; so wird der Ortsname Deutschen bei Bozen als ein Beweis angeführt, daß die Benennung entstand, als ringsum nichtdeutsche Bewohner vorherrschten, allein ein geschlossenes Germanentum wird für diese, schon östlich der Piave, wie sie jetzt läuft, gelegene Gegend kaum zu behaupten sein. wohl aber deutet nicht nur der Name Godego auf nichtromanische Bewohner, wie auch der Name des nahen Conegliano (urkundlich Coneclanum) von Semenzi auf »königlich« oder »Königsland« zurückgeführt wird, sondern es ist auch zu beachten, daß gerade dieses Godego Kaiser Otto I. an Bischof Abraham von Freising schenkte, was nahelegt, daß er eine deutsche Gegend für die Schenkung auswählte, wie ja ohnehin die Annahme viel für sich hat, daß er die Marken von Verona und Aquileia nicht allein wegen der Pässe dem deutschen Reiche anschloß, sondern weil er dorten starke Spuren deutschen Wesens gefunden hatte.

Hier soll nur bewiesen werden, daß der Name der Goten nicht ganz verklungen war.

Daß Bischof Theodulf, ein Italiener ostgotischer Abkunft, dem Karl der Große die Diocese Orleans verlieh, von den Bewohnern Narbonnes, die sich westgotischer Abkunft erinnerten, als ein Volksgenosse begrüßt wurde, zeigt auch, daß es damals noch Leute in Italien gab, denen ihre gotische Abkunft unvergessen war; wenn nicht die frohe Aufnahme dartun sollte, daß beide Teile auch die angestammte Sprache noch nicht vergessen hatten.

Daß ein St. Emmeraner Codex, dessen Riezler in seiner Bayerischen Geschichte Erwähnung tut, neben einer Reihe anderer Völker »Gothi Meranari« aufführt, ist auch sehr zu beachten, denn Meranien hieß im Mittelalter der an Deutschland angeschlossene Uferstrich der Adria. Abgesehen von den immerhin vorkommenden confessiones juris Gothici, deren relative Seltenheit oben zu erklären versucht wurde, fehlt es also doch nicht an jedem Weiterleben des Gotennamens und gotischer Tradition für diese Gegend. Die Erklärung des Auftretens germanischer Bewohner in der in Rede stehenden Landschaft, wie sie hier unternommen wurde, hat also nicht nur das für sich, daß jede andere unbefriedigt läßt, ja den Widerspruch herausfordert.

Da fragt man nun natürlich: Ja, dann müßte aber bei den Cimbern eigentlich gotisch geredet werden? Eigentlich ja! Gotisch, wie sich diese Sprache gestaltete, nachdem sie die Zeit der zweiten Lautverschiebung, die den Unterschied zwischen Ober- und Niederdeutsch begründete, unter Verhältnissen erlebte, die sie doch

in einen, wenn auch entfernten Zusammenhang mit den oberdeutschen Sprachprovinzen brachten.

Haben wir nicht oben gesehen, wie die französische Lautverschiebung, auch als der unmittelbare Zusammenhang mit den westlichen Gegenden schon unterbrochen war, sich doch auch noch in den Ostalpen geltend machte, selbst im oberen Pustertal, als das untere schon germanisiert war!

Der ganze Vorgang muß eben, wenn auch nicht gerade auf einer Art Naturgesetz, wie die Sache wohl manchmal etwas übertrieben dargestellt wird, so doch auf einer Neigung der Bevölkerungen beruht haben, der er entgegenkam. Diese Neigung aber beruht wieder wahrscheinlich, wenigstens in vielen Fällen, nicht auf Mode oder Laune (ganz wird der Nachahmungstrieb als Faktor gleichwohl nicht auszuschließen sein), sondern auf der angeborenen Bildung der Sprachwerkzeuge, also auf der Rasse. Solche Sprachumwandlung betrachtet man daher jetzt als eine Reaktion des Völkersubstrates, also in Frankreich als Auflehnung des keltoligurischen Stammes, dem die lateinische, in Oberdeutschland als Reaktion des präarischen Urvolkes, dem die deutsche Sprache aufgedrängt worden war, mit einem Wort: als eine Folge der Rassenkreuzung. Die Folge der deutschen Lautverschiebung war, daß der Frankenstamm mitten entzwei gerissen wurde; bis zur alten Grenze von *Germania secunda* fiel am linken Rheinufer das fränkische ins Gebiet des Oberdeutschen (was für die Gegend an der obern Mosel und in Luxemburg cum grano salis zu verstehen sein möchte), von da ab ins niederdeutsche Sprachgebiet.

Wer möchte behaupten oder nur erwarten, daß die Nordschwaben an der Elbe heutzutage etwas Schwäbisches in ihrer Redeweise verraten würden?

In Taurien mochten die Goten dieser Lautverschiebung entgehen und noch im 16. Jahrhundert »schießen« sprechen für schießen, in Tirol und am Südfuße der Tiroler Alpen konnte dies nicht erwartet werden, und um so weniger, als hier das Volk eine der süddeutschen recht ähnliche Mischung darstellen mußte, als überdies der Verkehr mit Deutschland nicht nur nicht völlig abgeschnitten war, sondern die Geistlichen (von wann ab, wissen wir freilich nicht) regelmäßig aus deutschen Landen zu kommen pflegten, also die Predigt, der Unterricht und der übrige seelsorgerische und sonstige Verkehr unausgesetzt einem gewissen Einfluß des hier ultramontan genannten Elementes Vorschub leistete.

Wenn nun Autoritäten die Sprache der Cimbern auch als einen oberdeutschen Dialekt mit dem Charakter etwa des 12. Jahrhunderts erkannt haben wollen, so kann das nach dem Gesagten noch keineswegs als ein Beweis für eine oberdeutsche Einwanderung aus dieser Zeit verwertet werden, da sich die Sache auch anders erklären läßt. Dagegen sind andere Tatsachen mit einer Masseneinwanderung aus den benachbarten Teilen Deutschlands zur angegebenen Zeit schlechterdings nicht in Einklang zu bringen, abgesehen von den schon vorgetragenen Einwänden.

Es wäre bei einer Ansiedlung oberdeutscher Elemente nach der Einbeziehung dieser Gegend ins Herzogtum Bayern durch Otto — die doch nur eine allmähliche hätte sein können, denn zu einer großen Volksbewegung lag ja ganz gewiß kein Anlaß vor, sowie auch keinerlei Überlieferung davon existiert — die stattliche Zahl von 100000 Seelen, auf die selbst Galanti die deutschredende Bevölkerung Cimbricis zur Zeit ihrer größten Blüte schätzt, erst nach einigen Generationen erreicht worden, sagen wir etwa um 1200. Nun bekundet aber Francesco Corna schon um 1477, daß sich die Cimbern mit Deutschen nicht gut verständigen können: *con buoni tedeschi non s'intende*. Auch Graf Cakdognó sagt in seinem Bericht an den Dogen: *in qualche parte hanno questa intelligenza anche con il resto delle genti d'Alemagna*.

Die vor drei, höchstens vier Jahrhunderten eingewanderten Oberdeutschen, die sich überdies gerade zu jener Zeit nachweislich regelmäßigen Zuzugs von Seelsorgern aus Bayern und dem übrigen Deutschland erfreuten, hätten sich aber mit ihren deutschen Landsleuten in einer Weise verständigen können, die kein solch verklausuliertes in qualche parte, vollends aber kein non s'intende zugelassen hätte. Die Kluft war also im 15. Jahrhundert so tief, daß sie auch schon zu Ottos Zeiten vorhanden gewesen sein muß und wir mit aller Zuversicht diese Siedlung als eine uralte ansprechen müssen, wie denn auch der Name Brenta für Meduacus schon von Venantius Fortunatus in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts gebraucht wird, während die Form Bacalone, das ist Bacchiglione, immerhin schon im Jahr 1074 bei Vicenza selbst als Benennung des Nachbarflusses erscheint. Hätten im 10. bis 11. Jahrhundert einwandernde deutsche Kolonisten noch einen Flußnamen einführen und für dessen ganzen Lauf so rasch durchsetzen können? Auch Ortsnamen wie Sivernach (Zivignago), Vierach (Viarago), Artzenach (abg. Orte) deuten auf frühe Anwesenheit von Germanen. Denn diese Formen sind entschieden eine Germanisierung der keltoromanischen Endung -acum, iacum. Siehe II, S. 51. In Westdeutschland sind sie massenhaft im 5. Jahrhundert entstanden, so: Epfach, Salvenach, Sissach, Dürmenach, Kreuznach, Andernach etc., am Niederrhein ist die Form meist -ich. Steub irrt, wenn er solche Namen als urgermanisch ansieht, in Bayern kommt wohl ein Aichach, Viechtach vor, aber das sind Quantitiva, soviel als quercetum, pinetum. Dagegen scheinen die Bayern, auch das ist wichtig, -acum nicht in -ach umgesetzt zu haben, so finden wir Marcelliacum — Marzoll etc.

Gibt es aber einen spezifischen gotischen Wortschatz, den wir unter allen Umständen hier finden müßten? Man findet doch fast für jedes deutsche Wort in den Lexicis einen Hinweis auf die gotische Form, die naturgemäß immer etwas altertümlicher erscheint als die althochdeutsche, die eben um vier bis acht Jahrhunderte jünger ist. Übrigens enthalten die cimbrische und überhaupt die südtiroler Sprache und der südtiroler italienische Dialekt als augenscheinliche Entlehnung manche Worte, die im Oberdeutschen nicht vorkommen oder doch nur recht vereinzelt. Dahin möchte ich zählen: lei statt nur, baita für ein Haus (Baude?), lek für Graben (Taubenlek am Weißhorn), auch im italienischen Dialekt, »küt« für sagt, (Asiago, kit in der Mundart der Walser, von denen noch die Rede sein soll).

Gotische Worte, die sonst in deutschen Mundarten nicht vorkommen, hat ja auch das Bayerische: Pfaid für Hemd, Pfinstag, vom griechischen pempte wird auch von gotischer Berührung hergeleitet. Wenn wir nun diesen Worten bei den Cimbern begegnen, so kann der Gebrauch ja aus Bayern kommen. Ganz besonders eigentümlich erscheint aber bei Cimbern (und Gotscheern), daß anlautendes W stets B und F W wird, was in den jüngeren Kolonien wie Deutschruth, nicht der Fall ist,<sup>1)</sup> und doch stammt diese jetzt slovenisch gewordene Sprachinsel aus dem Jahre 1218! Lugen (luejen) für sehen ist in Süddeutschland jetzt charakteristisch für schwäbisch-alemannisch, im Bayerischen wird man es kaum finden, in Cimbrien ist es ebenfalls üblich,<sup>2)</sup> lek erinnert Schneller an angelsächsisch und altnordisch. Manche fanden im Dialekt der sieben und der 13 Gemeinden holländische Anklänge, andere skandinavische (so begrüßten die sieben communi im Jahr 1709 den König Friedrich IV. von Dänemark als ihren König!). Molon findet im Dialekt der sieben communi gotische Elemente, während Formen wie Gärtele ans Schwäbische gemahnen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Czörnig, Die deutschen Sprachinseln im Süden, S. 15.

<sup>2)</sup> Luck net de Berge, net den Schnee a, Min der Drea! Sieh nicht die Berge, nicht den Schnee an, mein teurer Andreas, finde ich bei Kohl a. a. O.

<sup>3)</sup> Wird näher erörtert bei der Vergleichung des Cimbrischen mit dem Gotscheer Dialekt.

Soll man, wie manche wollen, wirklich in dieser Siedlung, die nach dem oben Gesagten mit 100 000 Seelen wohl unterschätzt ist, ein Gemengsel aller möglichen Stämme erblicken? Weit natürlicher ist es doch, anzunehmen, daß wir es mit den Abkömmlingen eines germanischen Stammes zu tun haben, der aus dem Uridiom, selbständig, wie die anderen Stämme, schöpfte, so daß ihm, wie es bei den anderen auch der Fall ist, hier mit dem einen, dort mit dem anderen Gemeinsames geblieben ist, wenn auch, namentlich im Mittelalter, der Einfluß der deutschredenden Nachbarn überwog, nicht nur wegen der Einwirkung von Zuzüglingen, unter denen die Geistlichen die Hauptrolle gespielt haben mögen, sondern namentlich, weil sich im nahen Südtirol vom 10. Jahrhundert ab das Deutsche besonders im Etschtal, mehr und mehr geltend machte! Wohl zu beachten ist noch, daß tatsächlich unsere Theodisci sich ohne wirksame Besitztitel befanden, daher großer Bedrängnis seitens des italienischen Elementes ausgesetzt waren<sup>1)</sup> (vergl. Galanti, S. 159, 162), was sich von Ansiedlern, die die Kaiser oder ihre Herzöge entsendet hätten, wohl nicht erklären ließe, aber ganz ausnehmend zu der vorgetragenen Erklärung — gotische aldi — paßt. Die vorerwähnte Germanisierung Südtirols durch die Bayern aber erfolgte weniger durch einwandernde Volksmassen, als durch deutschen Adel (fast alle Burgnamen im Etschtal, von der Scheideck bis Salurn, haben deutsche Namen, die Dörfer, Weiler und Höfe romanische) durch deutsche Klöster und Bistümer, die da, besonders letztere, im Weinland Besitzungen und deutsche Verwalter hatten. Die bayerische Volkssiedlung ging bis an den Zillerbach, die Grenze Rätiums und Noricum und zugleich die der Breonen, wie die Ortsnamen beweisen; weiter hinauf sind die so charakteristischen -ing verschwunden und die Ortsnamen fast ganz romanisch (was an -ingen oberhalb Innsbrucks sich findet, weist auf nicht-bayerische Herkunft).<sup>2)</sup> Über dem Brenner führten die steten Kämpfe mit den Wenden zu einer stärkern bayerischen Siedlung im Pustertal, sonst sind bayerische Geschlechtssiedlungen in Südtirol nicht mehr sicher nachweisbar, die -ing um Meran eher nicht als bayerisch zu erachten, am wahrscheinlichsten, wie schon von Dahn gesehen, als gotisch.<sup>3)</sup> Wenn somit Tappeiner in Cimbrien einen weit germanischeren Typus der Schädel findet als in Tirol (dessen Brachykephalie in deutschredenden Landen unerhört ist), so stimmt auch dieses mit unseren Annahmen über die Grenzen der bayerischen Volkssiedlung und einen Ursprung der Deutschen um Vicenza, der mit einer Ausdehnung des bayerischen Volkstums jenseits des Brenners nichts zu tun hat, sehr gut überein. Die bayerische Schädelform hat sich übrigens in den Zeitaläufen zwischen dem 8. Jahrhundert und unseren Tagen so erheblich unarisch gestaltet (zweifellos durch Rassenkreuzung), daß, eine stetige Entwicklung dieses Vorgangs, wie doch wahrscheinlich, vorausgesetzt, eine in der Zeit der Ottonen und nachher erfolgte Einwanderung von Bayern, die um Vicenza ja einer neuen Mischung nicht entgangen wäre, wohl niemals die von Tappeiner gefundene Langköpfigkeit der Cimbern erklären könnte! Hier muß vielmehr ein Stamm mit dem kaum berührten Typus der Reihengräber eingewandert sein, was wieder auf die Zeit der Völkerwanderung zurückdeutet.

Alles dies läßt uns die Annahme, daß wir in den germanischen Siedlern zwischen Etsch, Brenta, Val Sugana, respektive Val Cembra, und den euganischen Hügeln Nachkommen der Ostgoten vor uns haben, als eine solche erachten, die den historischen Tatsachen alle Rechnung trägt, ihnen keinerlei Zwang antut,

<sup>1)</sup> Vielleicht handelt es sich dabei weniger um eigentliche Kolonen, als um Leute, die sich in den Bergen eigenmächtig, titulo precario, niedergelassen hatten.

<sup>2)</sup> Vergl. hierzu die Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V., 1901, L. v. Hörmann, Über tirolischen Volkscharakter.

<sup>3)</sup> Glaning, vielleicht auch Afing sind keine echten -ing!

alle Erscheinungen, auch die Rechts- und Besitzzustände der Bevölkerung, sowie die Toponymie des Gebiets, ja sogar die Feststellungen der Anthropologie befriedigend erklärt und eigentlich keine Frage offen läßt, als die ganz unwesentliche, ob eine mehr oder minder große Zuwanderung von Langobarden und anderen Germanen diese Volksmenge verstärkt habe, was ja möglich, in einem gewissen Umfange sogar als sicher anzunehmen, aber zur Erklärung des dortigen germanischen Wesens durchaus nicht notwendig ist.

Daß wir eine Mischung mit einem eingeborenen Völkersubstrat von vorneherein annehmen müssen, ist ja ebenso sicher, als daß diese Mischung seither die ursprüngliche Rasse der Einwanderer in den ebenen Gegenden und überhaupt in den weitaus meisten Strichen aufs stärkste verändert haben muß.

Nur ein Wort über den Namen Cimbern.

Sollte er sich wirklich aus einer gelehrten Schrulle mittelalterlicher Forscher herleiten? Aber wie kommt es, daß er so früh vorkommt? Ich möchte annehmen, daß das Völkchen, das den Gotennamen zu führen allerlei Bedenken haben mußte, ihn schon recht frühe sich selbst gegeben hat. Der Personenname Cimbro kommt in den sieben und in den 13 Gemeinden häufig vor! Wie er zu erklären sei, wird vielleicht nie ganz sicher gesagt werden können, aber ich möchte doch Folgendes zu erwägen geben:

Die Goten hatten zur Zeit, als sie sich nach dieser Vermutung im Nordosten von Oberitalien niederliessen, an 70 Jahre in Italien gelebt, was mir die willige Annahme römischer Ortsnamen, soweit eine solche ihrerseits vorliegt, sehr erklärlich machen würde, aber die römischen Baukünste werden ihnen fremd geblieben sein. Sie werden, wo sie selbst bauten, die alten Traditionen des Holzbaus hervorgeholt haben, sie werden in ihren bergigen und waldigen Wohnsitzen auch das Holz selbst gefällt haben und es werden noch Leute genug unter ihnen gewesen sein, die, unterstützt von angeborener Anlage und Körperkraft, es hierin bald zu einer Meisterschaft brachten, die die alten Einwohner des Landes staunen machen mochte. Diese alten Bewohner des Landes, besonders die Ligurer, die hier stark mit Rasenen und Venetern gemischt waren, sind von altersher ein rechtes Steinvolk gewesen<sup>1)</sup>, wie ja heute noch die italienischen Arbeiter als Steinbrecher, Steinhauer und Maurer fast unersetzlich scheinen. Somit wäre es wohl denkbar, daß man die Fremdlinge, für die ein Volksname nicht existierte (man hatte kein Volk vor sich, das aus freien Männern bestehen muß; auch wird der Gotenname, als der ehemaliger Unterjocher und als der von Arianern verfehmt gewesen sein), nach etwas ganz Äußerlichem nannte, wie ja auch die Benennung der Deutschen im Fersental als »Mocheni« von »machen« eine solche farblose, etwas geringschätzigte Benennung darstellt.

Die Benennung als Zimmerleute (vor der Lautverschiebung im Germanenmunde: Timberleute, gotisch: timbrjan — substantivisch: timbrja) wäre danach wohl verständlich.<sup>2)</sup>

In dieser Gegend haben die Deutschredenden allerdings jetzt das romanische Steinhaus angenommen, anders ihre Sprachverwandten am Fusse des Monte Rosa, im Wallis und im Berner Oberland, wo der Holzbau auch heute noch in schöner Blüte steht.

Diese Benennung kann nach der Lage der Sache von den immerhin sehr gedrückten Germanen auch angenommen worden sein; viele ähnliche Fälle sind bekannt (Geusen etc.).

Wie dem sei, es muß noch gegen eine Auslegung des Wortes »slambrottare« Einspruch erhoben werden, die verwirrend wirken könnte. Eine sehr feine Aus-

<sup>1)</sup> d'Arbois de Jubainville, *Les premiers habitants de l'Europe*.

<sup>2)</sup> Dieselbe Ansicht habe ich schon anderwärts gefunden.

legung italienischer und anderer Gelehrten nennt »slambrottare« gleich »slombardare« schlecht langobardisch reden. Aber wenn die Redeweise der Cimbern langobardisch war, warum war sie schlechtes Langobardisch?

Fanden die Italiener Anlaß, die fremde Sprache auf ihre Korrektheit zu prüfen? Oder im Vergleich mit welcher Redeweise fanden die Theodisci ihr »Lombardisch« schlecht?

Der Ausdruck ist viel jünger und entstammt einer Zeit, wo das deutsche Idiom als ein Patois im Gegensatz zu der in Schule und Kirche gelehrtens italienischen Sprache als geringwertig, als »Wibersprache«, wie die Silvier sagen, empfunden wurde.

Wer auf seine Frage: »sprecht Ihr deutsch?« die Antwort erhält, die verschämt gegeben wird: »slampert lei«, wenn nicht vorgezogen wird, die Untugend (!) lieber ganz in Abrede zu stellen, der zweifelt keinen Augenblick, daß ihm geantwortet werden will: »nur ein armseliges Patois!« kein Schriftdeutsch, überhaupt keine reine Sprache, ein »vernacolo«.

So hätte wohl 1000 Jahre früher ein Landmann oder auch mancher Andere auf die Frage, ob er lateinisch spreche, geantwortet: nur lingua volgare, oder je nachdem, nur thiudisch rede ich.

Ob man in »schlampert« lieber den Gegensatz zum Hochdeutsch oder zum Italienischen erblicken will, das wird davon abhängen, was der Redende nach Lage der Sache als die lingua pulita betrachtet, die er wohl können möchte, je nachdem z. B. in seiner Gemeinde deutsch oder italienisch die Sprache der Schule, der Kanzel und des Gerichtes ist. Aber mit dem Lombardisch-Reden ist es nichts, denn lombardisch heißt schon seit unvordenklichen Zeiten ein bestimmter italienischer Dialekt, schon anno 845 finden wir langobardisch, wie das placitum schreibt, als Gegensatz zu germanisch, Langobardi hier, dort Theodisci.

Damit verlassen wir dieses Gebiet, nachdem wir hinreichend die Überzeugung begründet zu haben meinen, daß das cimbrische Deutschtum, und sein leider fast verklungnes Idiom von den letzten Ostgoten auf italischer Erde sich herleitet.

*(Schluß folgt im nächsten Bande.)*